

4 Nachkrieg: Kriegsfolgen und Sexualforschung

Mit diesem Krieg sei bewiesen, schrieb August Forel 1919, dass »Kriege den sexuellen Verhältnissen der Menschen und infolgedessen nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität einer Nation schwer schaden«.¹ Die Jahre 1914 bis 1918 hätten »die Kagenik des Krieges« vorgeführt, indem sie die »Mutigen und Ehrlichen« massenhaft weggerafft und den »Auswurf und die Trümmer der Gesellschaft« übrig gelassen hätten: »Narren, Kranke und Verbrecher«.² Daneben seien »die verderblichen Wirkungen des Weltkrieges auf die sexuellen Sitten« nicht zu leugnen. Als Beispiele nannte Forel das Auseinanderbrechen ungezählter Ehen, einen gravierenden Anstieg sexuell übertragbarer Krankheiten und der Prostitution, die Abnahme der Zeugungsfähigkeit bei vielen Kriegsheimkehrern, aber auch deren Verrohung. Mit all dem habe man rechnen können, aber es sei alles noch viel schlimmer gekommen als befürchtet.³

Forel, der dies düstere Bild in der ersten Nachkriegsauflage seiner verbreiteten Monographie *Die sexuelle Frage* zeichnete, war als Wissenschaftler und Arzt mit dem meisten, was er dort mit verbitterter Adresse an die Kriegsbegeisterten von 1914 beklagte, nicht mehr direkt konfrontiert gewesen. Längst nicht mehr selbst klinisch tätig, lebte der damals Siebzigjährige gesundheitlich angeschlagen im Rhônethal in der im Weltkrieg neutral gebliebenen Schweiz.⁴ Aber als Sexualforscher und Eugeniker musste man im Jahr 1919 nicht alles mit eigenen Augen gesehen haben, um davon überzeugt zu sein, dass kommende Generationen neben vielen anderen Verheerungen des Weltkriegs auch seine sexuellen Katastrophen in Erinnerung behalten würden. Vor allem das, was seine sexualwissenschaftlichen Kollegen aus Deutschland nach dem November 1918 berichteten, musste in Forels Augen jeder Untertreibung spotten.

Das lag bei weitem nicht allein an dem mit einem Mal breiteren und genaueren Gesamtbild sexualwissenschaftlicher Beobachtungen aus den Kriegsjahren selbst, das sich in dem Augenblick zeigte, als die Militärzensur fiel und sexologische Foren nun

1 August Forel, *Die sexuelle Frage*. Eine naturwissenschaftliche, psychologische und hygienische Studie nebst Lösungsvorschlägen wichtiger sozialer Aufgaben der Zukunft, 13. Aufl., München 1920, 549.

2 Ebd., 379.

3 Vgl. ebd., XI (Zitat), 379 u. 549f.

4 Vgl. Günter Grau, Art. »August Forel«, in: Sigusch/Grau (Hg.), *Personenlexikon*, 171–180, hier 175.

vieles von dem abdruckten, was bis dahin unterdrückt worden war.⁵ Wie in diesem Kapitel gezeigt wird, waren es sehr viel mehr Wahrnehmungen über die Kriegsfolgen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Sexualwissenschaftler im höchsten Maße beunruhigten und nun gerade auch diejenigen Stimmen im Fach zum Verstummen brachten, die sich in den letzten Kriegsmonaten noch gegen allzu viel ›Schwarzmalerei‹ gewandt hatten.⁶ Erstens sollten viele sexualmedizinische Probleme, die schon zuvor auf ihrer Agenda gestanden hatten, erst jetzt als *Massenphänomene* perzipiert werden. Zweitens verschob sich, indem sexuelle Störungsbilder bei den zurückkehrenden Soldaten des Feld- und Besatzungsheers sowie bei den Kriegsgefangenen in den Vordergrund rückten, die Aufmerksamkeit der Experten nun fast ausschließlich auf die *Männer*. Eingerahmt, drittens, in ein bereits während des Krieges als bevölkerungspolitisch bedrohlich wahrgenommenes und nach Bekanntwerden der Gefallenenzahlen handfest gewordenen eugenisches Katastrophenszenario, war Forel beileibe auch nicht der einzige Wissenschaftler, der sich außerstande sah, von den übrig Gebliebenen anders als in Menschenschrott-, recte: *Männerschrott*-Metaphern zu sprechen. Erste Bestandsaufnahmen über die »Zerrüttung des männlichen Sexuallebens«⁷ sollten in weiten Teilen des Faches in Deutschland vielmehr eine geradezu endzeitliche nationale Untergangsstimmung erzeugen.

Wie das folgende Kapitel zeigt, trug dazu bei, dass sich diese Büchse der Pandora nicht vollkommen plötzlich, sondern im Laufe der Waffenstillstandszeit gleichsam nach und nach zu öffnen schien. Bei der Rekonstruktion der sexualwissenschaftlichen Diskussion wird zudem deutlich werden, dass es sich bei Forels Darstellung der Kriegsfolgen um eine Bestandsaufnahme ›auf Sicht‹ handelte: um gefilterte Synthesen, die lediglich das festhielten, was aus der Perspektive des Schweizer Sexualforschers als gesichert gelten könne, dabei jedoch diagnostische Streitfragen ebenso ausblendeten wie daran gebundene sexualpolitische Deutungskämpfe. Letztere sollten die Flügelkämpfe innerhalb der Forschungsdisziplin in Deutschland beträchtlich verschärfen.

4.1 Alptraumland Waffenstillstandszeit. Bestandsaufnahmen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit

Unmittelbar nach Kriegsende war es zunächst vor allen Dingen die infolge der überstürzten Demobilisierung nach dem Zusammenbruch der Front und dem Waffenstillstand drohende Ausbreitung venerischer Krankheiten, die Sexualexperten aufs höchste alarmierte, zumal bis in die letzten Kriegsmonate hinein niemand mit der Möglichkeit einer venerischen Katastrophe ernsthaft gerechnet hatte. Seit 1915 hatte es Pläne für eine sanitätspolitisch kontrollierte Entlassung geschlechtskranker Soldaten gegeben, je-

5 Dies war u.a. der Fall in der »Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten«. Hier erschienen nach dem Krieg zahlreiche von der Zensur verhinderte Beiträge. Siehe dazu die initiale Bemerkung zum Abdruck von *Max Marcuse*, Beitrag zu den Beobachtungen und Erfahrungen über die sexuellen Verhältnisse in kleinen Heimatgarnisonen, in: ZfBG 19, 1919, 1–18; für die WhK-Publizistik siehe *Hirschfeld*, Nachtrag.

6 Siehe *Vorberg*, Geschlechtsleben.

7 *Stekel*, Störungen, 367.

doch befanden sich diese bei Kriegsende detailliert ausgearbeiteten Maßnahmen politisch noch auf der Entwurfsebene. Alles, was die ab dem November 1918 fieberhaft aktiv werdenden Behörden noch unternehmen konnten, schien nun nicht mehr zu greifen.⁸

Dafür verantwortlich gemacht wurden zunächst die von den meisten Beobachtern mit anhaltender Konsternation registrierten Auflösungserscheinungen der militärischen Disziplin. Auf ein Chaos bei der Rückführung des Feld- und Besatzungsheers ins Reichsgebiet waren staatliche Stellen und auch die Zivilbevölkerung in Deutschland nicht vorbereitet, hatte an der »Heimatfront« doch der Glaube an einen »Siegfrieden« bis zum Schluss überwogen.⁹ Dagegen hatte die Revolutionsregierung in Berlin mit Schwierigkeiten bei der Aufrechterhaltung der militärischen Ordnung durchaus gerechnet. Bereits am Tag des Waffenstillstands am 11. November 1918, also zwei Tage, nachdem Philipp Scheidemann mit den Worten »Das alte Morsche ist zusammengebrochen; der Militarismus ist erledigt!« die Republik ausgerufen hatte, sah sich der von USPD und MSPD geführte Rat der Volksbeauftragten auf dringendes Anraten der OHL dazu veranlasst, einer zu erwartenden Autoritätskrise der Offiziere mit der Anordnung entgegenzutreten, dass »den Befehlen der militärischen Vorgesetzten bis zur erfolgten Entlassung unbedingt zu gehorchen ist und dass eine Entlassung von Heeresangehörigen aus dem Heere nur auf Befehl der militärischen Vorgesetzten zu erfolgen hat«.¹⁰ Diese Maßnahme gründete auf gemeinsamen Interessen von ziviler und militärischer Führung bei der Sicherung der »Inneren Ordnung« und des »Grenzschutzes« (im Osten),¹¹ aber sie hatte auch zum Ziel, das Millionenheer selbst in Schach zu halten. Aus der Perspektive der Revolutionsregierung handelte es sich bei diesem Schulterschluss mit den wilhelminischen Militäreliten nicht zuletzt um eine machtpolitische Vorsichtsmaßnahme gegenüber den Kriegsheimkehrern als einem politisch unkalkulierbaren Faktor, da es im November 1918 noch ungewiss schien, ob und wie sich die Masse der Angehörigen des Frontheeres in die über Nacht geschaffenen republikanischen Verhältnisse einfügen würde.¹² Aus der Sicht der OHL dagegen spielte noch mehr die Befürchtung eine Rolle, dass sich bei der Masse der einfachen Soldaten Frustration und Wut gegenüber dem Offizierskorps, den Krieg nicht früher beendet zu haben, bemerkbar machen werde. Wohl auch mehr als die politisch in Berlin

-
- 8 Vgl. *Sauerteig*, Krankheit, 352f.; *Ute Daniel*, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft, Göttingen 1989, 142; *Tilman Kratzsch*, Die Gesundheitspolitik des »Rates der Volksbeauftragten«. Die Deutsche Revolution 1918/19 aus medizinhistorischer Perspektive, in: *Medizinhistorisches Journal* 39, 2004, 265–289 u. ebd., 40, 2005, 19–49, hier bes. 22 u. 25ff.
 - 9 Vgl. u.a. *Mommsen*, Deutschland, 28. Die Auflösungserscheinungen an der Front drangen zudem kaum nach Deutschland. Vgl. *Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz* (Hg.), 1918. Die Deutschen zwischen Weltkrieg und Revolution, Berlin 2018, 31f. Eine Ausnahme stellten grenznahe Städte dar. Dort hatten sich schon vor Kriegsende entsprechende Gerüchte herumgesprochen. Siehe dazu *Roger Chickering*, Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918, Paderborn u.a. 2009, 531–534.
 - 10 Vgl. *Heinrich August Winkler*, Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, durchges. Aufl., München 1998, 33 u. 44; *Volker Ullrich*, Die Revolution von 1918/19, München 2009, 49ff.
 - 11 Eingehend dazu: *Peter Keller*, »Die Wehrmacht der Deutschen Republik ist die Reichswehr«. Die deutsche Armee 1918–1921, Paderborn 2014, bes. 20–25 u. 33–47.
 - 12 Vgl. *Hirschfeld/Krumeich*, Deutschland, 271.

nun Verantwortlichen war man sich in der ausgewechselten Spitze der Heeresleitung darüber im Klaren, wie deutlich sich im Westheer schon seit dem Sommer 1918 – nach dem Scheitern der noch mit großen Erwartungen verbundenen »Michael«-Offensive – »Symptome d[es] Nicht-mehr-Wollens«¹³ (Wilhelm Deist) gezeigt hatten.¹⁴ Angesichts der allgemeinen Erschöpfung und der sich immer klarer abzeichnenden Sinnlosigkeit des Weiterkämpfens war es in den letzten Kriegsmonaten zu einer regelrechten »Massenflucht der deutschen Soldaten von der Front«¹⁵ gekommen: Bis zu einer Millionen Soldaten hatten sich in der Schlussphase des Krieges im Niemandsland zwischen Front und Etappe aufgehalten, sich bewusst in alliierte Kriegsgefangenschaft nehmen lassen oder waren bei Befehlen zu Gegenangriffen »einfach nicht mehr nach vorn zu bringen« gewesen.¹⁶

Wenngleich die Truppenrückführung in das von Revolution(en) und bürgerkriegsähnlichen Zuständen in Unruhe gehaltene Reichsgebiet am Ende weitgehend – und von heute betrachtet geradezu erstaunlich – geordnet ablief, war die Wahrnehmung durch die Zivilbevölkerung eine andere. Die sich zwischen November 1918 und März 1919 hinter der deutschen Grenze – mitunter – abspielenden Szenen marodierender Soldatengruppen, die Offiziere demütigten, Armeebestände plünderten oder ihre Waffen wegwarfen und sich selbständig von ihren Einheiten entfernten, um schnellstmöglich nach Hause zu kommen, wurden mit größter Verstörung wahrgenommen.¹⁷ Für die von der militärischen Niederlage überwiegend überraschten »Daheimgebliebenen« hatten solche Verletzungen der soldatischen Disziplin bis dahin schlicht außerhalb ihrer Vorstellungskraft gestanden.¹⁸ Und umso mehr sorgten sie für Irritation und Verunsicherung, als man die Straßen festlich geschmückt und sich entgegen der späteren Legende von einem »schmählichen Empfang« der Truppen darauf vorbereitet hatte, die

-
- 13 Vgl. *Wilhelm Deist*, Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?, in: Wolfram Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München/Zürich 1992, 146–167, Zitat 158. Siehe aus der neueren Forschung dazu auch *Christian Th. Müller*, Deutschland im Kriegsjahr 1918, in: Nicolas Beaupré u.a., *Der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2013, 99–114, hier 101–107; *Benjamin Ziemann*, *Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten, überleben, verweigern*, Essen 2013, 134–153.
 - 14 Vgl. etwa *Mommsen*, Deutschland, 28. Abweichend von der offiziellen Kommunikation gegenüber der Reichsleitung hatten vonseiten der OHL »Zweifel an der militärischen und politischen Zuverlässigkeit« der Fronteinheiten bereits vor dem Waffenstillstand bestanden und schon hier zu der Überlegung geführt, Freiwilligenverbände aufzustellen. *Keller*, »Wehrmacht«, 54. Zur innerhalb der OHL spätestens im Juli 1918 einsetzenden Desillusionierung mit Blick auf den Kriegsausgang vgl. *Müller*, Deutschland, 103ff.
 - 15 *Hirschfeld/Krumeich*, Deutschland, 254.
 - 16 Vgl. ebd., 252–263; *Hirschfeld/Krumeich/Renz* (Hg.), 1918, 28ff.; *Markus Pöhlmann*, *Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914–1956*, Paderborn u.a. 2002, 334f. (das obige Zitat eines Offiziers im Rückblick auf die Westfront im Oktober 1918 nach ebd., 335); *Ziemann*, *Gewalt*, 141–153, *ders.*, Soldaten, 161f.
 - 17 Für die Masse der von der Westfront kommenden Soldaten traf das sich einprägende, in der historischen Forschung erst in den letzten Jahren revidierte Bild, sie hätten sich nach der Überquerung der deutschen Grenze selbstständig von ihren Einheiten entfernt, nicht zu. Das geschah erst nach Erreichen ihrer Kasernen. Auch Schikanierungen von Offizieren durch Mannschaften waren offenbar eher die Ausnahme. Vgl. *Hirschfeld/Krumeich*, Deutschland, 274; *Keller*, »Wehrmacht«, 54.
 - 18 Ähnlich in Österreich; dazu: *Hofer*, Nervenschwäche und Krieg, 366.

Kriegsheimkehrer der Niederlage zum Trotz als »Helden« zu begrüßen.¹⁹ Es waren vor allem die in den Groß- und Garnisonsstädten zu beobachtenden Vorkommnisse von militärischer Insubordination, die Ende 1918 das Bild einer von den Fronttruppen ausgehenden Bedrohung der öffentlichen Ordnung prägen sollten.²⁰

Diese Wahrnehmung verknüpfte sich an der Jahreswende 1918/19 mit dem zeitgleich vielbeschriebenen Phänomen einer mit Kriegsende und Revolution in Deutschland ausgebrochenen »Tanzwut«, die sich in hemmungsloser Form in den Tanzdielen, in einem Rausch sexueller Freizügigkeit austobte und von Ärzten als Ausdruck einer Massenpsychose gedeutet wurde.²¹ Befürchtungen von einer nicht mehr in den Griff zu bekommenden Ausbreitung venerischer Krankheiten sollte diese Koppelung erheblichen Auftrieb verleihen: Schon Anfang 1919 war von medizinischer Seite nicht mehr die Rede von der Gefahr eines bloßen Anstiegs von Geschlechtskrankheiten, sondern von einer drohenden venerischen Pandemie.²² Innerhalb kürzester Zeit, so schien es, hatte die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten in Deutschland keine erkennbaren epidemiologischen Inseln mehr übrig gelassen und etwas zur Folge gehabt, was venerologische Experten bis dahin noch nie beobachtet hatten: Frauen und Männer, so hieß es, seien in gleichem Maße betroffen, ob verheiratet oder ledig, ob in den Städten oder auf dem Land.²³ Der Münchener Sexualforscher Paul Lißmann fasste diese nach Kriegsende weithin geteilte Wahrnehmung in ein geradezu apokalyptisch anmutendes Bild:

»Zu Tausenden stürzten die Geschlechtskranken aus den Etappenlazaretten dem deutschen Vaterlande zu, zu Hunderten und aber Hunderten verliessen sie in der Heimat, die Revolutionsfreiheit mißverstehend, die Speziallazarette, demobilisierten sich selbst und vergifteten ungeheilt zu Hunderttausenden ihre Volksgenossen. Der gegenwärtige Bankerott der Moral, die Unmöglichkeit, den vorbereiteten Gesetzen bindende Kraft zu verleihen infolge der Unsicherheit der Regierungsgewalten, die Apathie eines grossen Volksteiles allen öffentlichen Fragen gegenüber und die massensuggestionsartige, jetzt endlich behördlich eingedämmte Tanzwut, all das wirkt

19 Vgl. Richard Bessel, Die Heimkehr der Soldaten. Das Bild der Frontsoldaten in der Öffentlichkeit der Weimarer Republik, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, 221–239; hier 229; Ulrich/Ziemann, Krieg im Frieden, 48f.

20 Vgl. Bessel, Heimkehr der Soldaten. bes. 227ff.; ders., Germany after the First World War, Oxford 1995, bes. 69ff. u. 220ff.

21 Zur »Tanzwut« vgl. etwa Ullrich, Revolution, 42f.; Cornelia Osborne, Frauenkörper – Volkskörper. Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik, Münster 1994, 105; am Beispiel Münchens Martin H. Geyer, Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne, München 1914–1924, Göttingen 1998, 72; am Beispiel Berlins Mel Gordon, Voluptuous Panic. The Erotic World of Weimar Berlin, Los Angeles 2006, 19–23; zur sexualwissenschaftlichen Wahrnehmung etwa Ferdinand von Reitzenstein, Tanzwut, in: Sexualreform 10/3, 1920, 90.

22 Siehe z.B. Julian Marcuse, Krieg und Geschlechtskrankheiten, in: Münchener Post, 30.11.1918; vgl. Bessel, Germany, 234f.

23 Vgl. Bruno Schweig, Geschlechtskrankheiten und Öffentlichkeit, in: DnG 15, 1919, 327–329, hier 327; Fürth, Streifzüge, 186f.

zur Zeit zusammen, die epidemieartig um sich greifenden Geschlechtskrankheiten zu einer vollständigen Volksdurchseuchung anwachsen zu lassen, [...].«²⁴

Trotz »Belehrungspropaganda« und drastischer sanitätspolitischer Maßnahmen – diese reichten von der Meldepflicht von Geschlechtskranken über deren Zwangseinweisungen in Krankenhäuser bis hin zu hohen Haftstrafen bei wissentlich venerischen Sexualkontakten²⁵ – meinte man dem Problem nicht mehr Herr werden zu können. Das galt erst recht für die Wirkung, die man sich bald von Aufrufen versprach, die an das nationale Ehrgefühl appellierten. Der konservative »Deutsche Aertzebund für Sexualethik« hatte im Dezember 1918 einen solchen Appell initiiert und sich an die Kriegsheimkehrer gewandt, um sie zur Aufrechterhaltung ihrer »sexuelle[n] Reinheit« aufzufordern: Einen »harten Kampf gegen die Gewalt der Leidenschaften« gelte es nun zu führen, und die Aufgabe von Ärzten müsse es sein, die Soldaten eindringlich daran zu erinnern, dass ihnen die jahrelange sexuelle Abstinenz in den Schützengräben keinen »wesentlichen Schaden« zugefügt hätte und »diese Verhaltensweise für jeden bei gestellter ernster Aufgabe« möglich sei.²⁶ Aber die Deutschen, meinte zwei Monate darauf Otto Baumgarten auf einer von der »Deutschen Gesellschaft für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« und dem »Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit« gemeinsam abgehaltenen Versammlung in Kiel, nähmen offenbar auf nichts und niemanden mehr Rücksichten: In ihrer »Zügellosigkeit aller Lust«, so der Theologe, interessierten sie sich auch kein bisschen mehr dafür, wie »die Feinde sich über unsere sittliche Höhenlage aussprechen«. ²⁷ Man erlebe gegenwärtig, sekundierte der Berliner Sexualforscher Max Marcuse, einen »Zusammenbruch alles Pflicht- und Verantwortungsgefühls und jeglichen Strebens nach idealen Werten«. ²⁸ Das ganze Land sei »ungewollt und unvorhergesehen« in einen Zustand »allgemeinen geistig-seelischen Verfall[s]« geraten: Überall könne man eine »Verflachung und Verrohung der menschlichen Psyche«, eine unkontrollierbare »Genuß- und Eigensucht« beobachten, die für die Masse geradezu handlungsleitend geworden sei und »sich vor allem auch im Geschlechtlichen aus[rast].«²⁹

Kaum zu entwirren schien den Experten so unmittelbar zu den Ereignissen das scheinbar paradoxe Neben- und Ineinander von blutigen Kämpfen um die politische Nachkriegsordnung, Vergnügen und Tanz, massenhaftem Hunger und der Apathie des Bürgertums. Einig war man sich zwar schnell darin, dass eine kollektive »Zerrüttung« des »Volkes« durch die Kriegsanstrengungen den Boden für das Chaos der unmittelbaren Nachkriegszeit bereit habe.³⁰ Welche Faktoren sich aber in der konkreten Situation

24 Lißmann, Wirkungen, 57f.

25 Vgl. Crouthamel, *Intimate History*, 152; König, *Kondom*, 52; Kratzsch, *Gesundheitspolitik*, 25ff.; Marcuse, *Krieg*.

26 Emil Abderhalden, Aufruf zum Eintritt in den Deutschen Aertzebund für Sexualethik, in: *MmW* 65, 1918, 1394.

27 Zit. nach dem Abdruck in: Otto Baumgarten, *Meine Lebensgeschichte*, Tübingen 1929, 371–373, hier 372.

28 Max Marcuse, *Die sexuologische Bedeutung der Zeugungs- und Empfängnisverhütung in der Ehe*, Stuttgart 1919, 26.

29 Ebd.

30 Vgl. David Freis, *Die »Psychopathen« und die »Volksseele«*. Psychiatrische Diagnosen des Politischen und die Novemberrevolution 1918/19, in: Hans-Walter Schmuhl/Volker Roelcke (Hg.), »He-

der Jahre 1918 und 1919 beigemischt und den Entwicklungen ihren Auftrieb oder ihre Richtung gegeben hätten, darüber herrschte keineswegs Konsens:

In den Augen vieler Sexualexperten erklärte sich das mit Kriegsende entriegelte sexuelle ›Ausrasen‹ zunächst in dem Augenblick, als sich von der Jahreswende 1918/19 an Wortmeldungen über sexuelle Störungsbilder und Verhaltensauffälligkeiten bei den Kriegsveteranen mehrten. Warnungen vor den »Feldgrauen« hoben nun nicht mehr allein auf eine von ihnen ausgehende venerische Gefahr für die Zivilbevölkerung ab. Vielmehr würden die Frontsoldaten eine Infektionsquelle noch ganz anderer Art darstellen. Das sich an der ehemaligen »Heimatfront« abspielende Verhängnis bestehe in der unbremssbaren Konfrontation einer in den Kriegsjahren »verwahrlosten Jugend«³¹ mit ehemaligen Soldaten, die neben sexuell übertragbaren Krankheiten auch sexuell abnorme Verhaltensweisen von der Front in die Heimat transportiert hätten. Man meinte dies vor allem an der jüngsten Alterskohorte unter den Kriegsteilnehmern festmachen zu können: In welchem Maße den von den Schlachtfeldern zurückkommenden jungen Männern »die Begriffe von Männlichkeit verwirrt« seien, schrieb Mathilde Vaerting 1919, stelle sich jetzt heraus.³² »Sie haben ihre körperliche und geistige Geschlechtsesundheit verloren, entweder im widernatürlichen Verkehr mit Kameraden oder mit Dirnen«, und würden daher für alle »noch gesunden Geschlechtsgenossen« eine verhängnisvolle Bedrohung darstellen:

»Die einen, die von Dirnen verdorben wurden, richten ihre Freunde seelisch zugrunde, die anderen, zur Homosexualität Verführten, werden ihnen zu Verführern ihres Leibes. Nicht selten findet man heute siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge in Scham und Seelenkämpfen und voll Verzweiflung bemüht, sich aus den Schlingen der Unnatur zu lösen, in die ein feldgrauer Freund sie verstrickt hat.«³³

Dies war alles andere als eine Einzelstimme. Dass eine ganze Generation junger Männer »durch ihre geschlechtliche Kriegserfahrung in der normalen Ausreifung ihrer sexuellen Persönlichkeit aufs schwerste geschädigt« worden sei und sich dies an ihrer

roische Therapien«. Die deutsche Psychiatrie im internationalen Vergleich, Göttingen 2013, 48–68, hier 58–62.

31 Zur Kriegsdiskussion über die »Verwahrlosung« der Jugendlichen vgl. *Daniel*, Arbeiterfrauen, 158–167; *dies*, Der Krieg der Frauen 1914–1918. Zur Innenansicht des Ersten Weltkriegs in Deutschland, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, 131–149, hier 141; *Kundrus*, Kriegerfrauen, 191–197. Inwiefern sich die »Kriegsjugend« bereits in den Kriegsjahren nicht nur – was vielen Zeitgenossen als Tatsache galt – kriminalisiert habe, sondern auch »sexuell verwahrlost« gewesen sei, war innerhalb der Nachkriegssexologie ein Streitpunkt, der sich vor allem auf die weibliche Jugend bezog. Siehe mit gegensätzlichen Wertungen etwa: »Die sexuelle Verwahrlosung im Kriege«, in: Die Umschau 24, 1920, 553; *Horch*, Zur Frage der sexuellen Verwahrlosung im Kriege, in: ZfS 7, 1920/21, 136–137. Es setzte sich die Auffassung durch, dass sich eine besondere Zunahme einer »sexuellen« Verwahrlosung der weiblichen Jugend während des Krieges [...] nicht bewahrheitet [hat], im Gegenteil ist sie aus naheliegenden Gründen zurückgegangen, um nach Beendigung des Krieges mit der Rückkehr des männlichen Geschlechtes wieder anzusteigen.« *Else Voigtländer*, Art. »Verwahrlosung«, in: HwS (1926), 795–797, hier 796.

32 *Mathilde Vaerting*, Geschlechtsschutz des jungen Mannes, in: DnG 15, 1919, 201–206, hier 202.

33 Ebd.

massenhaften sexuellen Verrohung ebenso festmachen ließe wie an einer »ungeheuren« Zunahme der Homosexualität,³⁴ diese Auffassung avancierte nach 1918 zu einer in ärztlichen Kreisen langlebigen Überzeugung. Wie der Historiker Jason Crouthamel dies jüngst erstmals im Detail herausgearbeitet hat, war diese Debatte um eine sexuelle »Degenerierung« bzw. »Hedonisierung« der Fronttruppen sehr bald eingelagert in die medizinischen Analysen der Ursachen für den militärischen Zusammenbruch. Damit fand sie Eingang in die variantenreichen von ärztlichen Experten formulierten »Dolchstoßlegenden«, aber sie gehörte offenbar auch in einem größeren Maße, als dies bisher historiographisch wahrgenommen wurde, zu den allgemein verbreiteten »Erzählungen« über die Gründe für den Kriegsausgang und die Kriegsfolgen.³⁵

Es ist aufschlussreich, in die beiden Abzweigungen dieser Wahrnehmung – Anstieg von sexueller Gewalt auf der einen Seite, sexueller »Hedonismus«/»Homosexualisierung« auf der anderen – genauer hineinzuleuchten. So liefert die zeitgenössische Expertendiskussion zu der bis heute schwer zu beantwortenden Frage, in welchem Ausmaß sich Kriegserfahrungen und -traumatisierungen in den Familien von Kriegsheimkehrern in Gestalt von sexueller oder anderen Formen häuslicher Gewalt äußerten, überhaupt keine näheren Hinweise.³⁶ Dass der Krieg die Männer brutalisiert hätte – »verroht« war der zeitgenössische, definitorisch weitgespanntere Begriff³⁷ –, diese

34 So der Sozialhygieniker *Rainer Fetscher* in seiner Aktualisierung von Forels Bestseller am Ende der Weimarer Republik, dessen Fassung aus dem Jahr 1919 diesen Punkt noch nicht enthielt. *Alfred Forel/Rainer Fetscher*, Die sexuelle Frage, 16., vollkommen neu bearb. Aufl., München 1931, 340. Ähnlich *Paul Fürbringer*, Rezension von Roberto Michels, Sexuelle Kriegpsychologie, in: ZfS 10, 1923/24, 135–136. Die Langlebigkeit der Auffassung vom Krieg als Auslöser einer »zunehmenden« Ausbreitung der Homosexualität« illustriert die Gegenauflklärung noch bei *Richard Linsert*, Die Inversion, in: Margarete Kaiser (Hg.), Die Liebeslehre. Eine Liebesschule für Eheleute, Berlin o.J. [1928], 373–394, hier 381f. u. 391f., Zitat 381.

35 Vgl. *Crouthamel*, *Intimate History*, 134 u. 147–153; auch bereits *Florian Mildenberger*, Kraepelin and the »urnings«. Male homosexuality in psychiatric discourse, in: *History of Psychiatry* 18, 2007, 321–335, hier 325f. Zur medizinischen »Dolchstoß«-Diskussion vgl. *Livia Prüll*, Die Fortsetzung des Krieges nach dem Krieg oder: die Medizin im Ersten Weltkrieg und ihre Folgen für die Zwischenkriegszeit in Deutschland 1918 bis 1939, in: dies./Philipp Rauh (Hg.), Krieg und medikale Kultur. Patientenschicksale und ärztliches Handeln in der Zeit der Weltkriege 1914–1945, Göttingen 2014, 126–152, sowie insgesamt dazu *Boris Barth*, Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914–1933, Düsseldorf 2003.

36 Siehe dagegen *Crouthamel*, *Intimate History*, 154, dessen Verweise auf entsprechende sexualwissenschaftliche Studien jedoch rätselhaft sind. Weder ist an der angeführten Belegstelle (207, Anm. 25 u. 26) des 1926 erschienenen Bands »Sexualkatastrophen« (40f.) davon die Rede, noch gibt es eine Seite 506 im (445 Seiten umfassenden) zweiten Band der »Sittengeschichte des Weltkrieges«.

37 Der in der Diskussion über die mentalen Folgen des Weltkriegs ebenso umstrittene wie historiographisch produktive, von *George Mosse* geprägte Begriff der »Brutalisierung« (siehe *ders.*, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1990, 195–222) wurde zeitgenössisch selten verwendet (siehe aber beispielsweise *Zweig*, *Welt*, 82). Dominierend war eine passivierte Konnotation: Der Begriff wurde in der Regel, wie für sich etwa anhand seiner vielfachen Verwendung in der deutschen Propaganda gegen »Versailles« als »Brutalisierung Deutschlands« zeigen lässt, im Sinne von »vergewaltigt werden« aufgefasst. Zur historiographischen Diskussion um eine »Brutalisierung« der Nachkriegsgesellschaften zuletzt u.a. *Nicolas Beaupré*, Die Brutalisierung und die Folgen, in: *ders.* u.a., Der Erste Weltkrieg, Darmstadt 2013, 115–126; *Christoph Nübel*, Neuermessungen der Gewaltgeschichte. Über den »langen Ersten Weltkrieg« (1900–1930),

Überzeugung firmierte in ihren Schriften als Gemeinplatz. Aber Konkretes haben sie darüber nicht mitgeteilt. Der erhebliche Anstieg von Ehescheidungen nach Kriegsende,³⁸ der von konservativer Seite sowohl als Emblem eines »Geschlechterkampfes« als auch als Signum eines allgemeinen Niedergangs sittlicher Normen apostrophiert wurde, galt den allermeisten Vertretern des Faches interessanterweise – vielleicht auch eher bezeichnenderweise³⁹ – nicht als ein überzeugender Beleg: Das Gros dieser Scheidungen, so wurde flügelübergreifend argumentiert, erkläre sich in erster Linie aus den während der Kriege entweder übereilig oder aus bereits im Vorhinein pragmatischen, nämlich kurzfristigen ökonomischen Gründen geschlossenen »Kriegsehen«.⁴⁰ Untersuchungen und selbst Wortmeldungen von Sexualforschern, in denen dieser Sichtweise explizit die Frage entgegengehalten worden wäre, welche Rolle häusliche Gewalt bei diesen Ehescheidungen gespielt hatte und inwiefern dies mit den »Kriegserfahrungen« der Männer in einen Zusammenhang zu bringen sei, finden sich nicht.⁴¹ In der Diskussion um eine Reform des Ehescheidungsrechts Anfang der zwanziger Jahre, in der nichts anderes als die Forderung nach einer Wiedereinführung des 1900 vom Gesetzgeber gestrichenen Scheidungsgrunds der »unüberwindlichen Abneigung« im Zentrum stand, und in der Debatte um die »Geschlechterkämpfe« der zwanziger Jahre lässt sich diese Leerstelle ebenfalls feststellen.⁴²

in: Mittelweg 36 24/Nr. 1/2, 2015, Beilage: Literatur, 225–248, hier 242ff.; Robert Gerwarth, *Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs*, München 2017, 24–27.

38 Zahlen dazu bei *Daniel*, Arbeiterfrauen, 132.

39 Dies umso mehr, als die Gegenwart als ein »Zeitalter« der »Rohheit« interpretiert wurde, deren »tiefste[r] Kern [...] in seiner Erotik gelagert« sein müsse (und für das der Krieg den Höhepunkt dargestellt habe). *Julian Marcuse*, Rezension von *Stekel*, Geschlechtskälte der Frau, in: *DnG* 16, 1920, 255–256, hier 255.

40 Zur Frage der Brutalisierung der Männer in der Ehe als Kriegsfolge siehe historiographisch u.a. *Crouthamel*, *Soldiers*, 79; *Hofer*, Nervenschwäche, 367f.; dagegen zu den »Kriegsehen« die unisono gleichlautenden Ausführungen von Sexualwissenschaftlern verschiedener Flügel und disziplinärer Prägungen: *GK* III, 128; *Johannes Werthauer*, Keine Einehe und keine Probeehe, in: *Neue Freie Presse*, 3.2.1929; *Marcuse*, *Bedeutung*, 15; *Albert Moll*, Die sozialen Formen der sexuellen Beziehungen, in: ders. (Hg.), *Handbuch der Sexualwissenschaften. Mit besonderer Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Beziehungen*, 3., überarb. Aufl., Bd. 1, Leipzig 1926, 395–558, hier 519. Vgl. zu alledem, das Thema mit ähnlichen Argumenten aufgreifend und auf das Fehlen zeitgenössischer Studien verweisend, *Ziemann*, *Gewalt*, 162f.; zur Problematik siehe auch *Silke Fehlemann*, »Leidgemeinschaft«. Kriegserfahrungen im Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit, in: *Geschichte im Westen* 26, 2011, 35–60, hier 37f.

41 Siehe allenfalls angedeutet bei: *Friedrich Burgdörfer*, Statistik der Ehe, in: *Max Marcuse* (Hg.), *Die Ehe. Ihre Physiologie, Psychologie, Hygiene und Eugenik. Ein biologisches Ehebuch*, Berlin/Köln 1927, 67–119, hier 83: »Ein großer Teil der oft übereilten Kriegstraunungen und der nach Kriegsende geschlossenen Ehen haben nicht die Dauerhaftigkeit erwiesen, die den Ehen vor dem Krieg eigen waren. Die Schwierigkeiten der ganzen Zeitverhältnisse (Wohnungsnot usw.) und die sich daraus ergebenden Konfliktstoffe, dazu die mancherlei Irrungen und Wirrungen auf sexuellem und sittlichem Gebiet, bedeuten in vieler Hinsicht eine weit schwerere Belastungsprobe für das gegenseitige Anpassungsvermögen und das Sichverstehen der beiden Ehegatten als das ehemals der Fall war.«

42 »Eherechtsreform«, in: *Sexualreform* 10, 1921, 38–44; *Otto Marx*, Das Selbstbestimmungsrecht in Ehe und Liebe. Zur Reform der Ehescheidung, Bonn 1920. Zur Schwierigkeit, dies und die daran anschließende zeitgenössische Rede von den »Geschlechterkämpfen« anhand von Kriminalstatistik

Wenn in der frühen Nachkriegszeit Ärzte und Sexualforscher die Fachöffentlichkeit mit konkreten sexuellen Problemen ihrer aus dem Krieg heimgekehrten männlichen Patienten konfrontierten, stand etwas Anderes im Vordergrund: die Therapie von sexueller Impotenz. Wilhelm Stekel wies als einer der ersten psychotherapeutisch arbeitenden Sexualwissenschaftler zunächst in der Fachpresse,⁴³ dann in seinem viel beachteten Werk *Störungen des Trieb- und Affektlebens* auf die Verbreitung dieses Störungsbilds unter den ehemaligen Kriegsteilnehmern hin. Seine Dimension, so Stekel, sei deshalb unerkannt geblieben, weil auch die Betroffenen selbst oftmals erst nach ihrer Rückkehr ins zivile Leben ihre Beschwerden bemerkt hätten. Häufig trete das Erkennen der eigenen Impotenz »mit Schrecken« gegenüber der Ehepartnerin auf, verwandele sich nach und nach zunächst in Gleichgültigkeit, dann schlage es oftmals in eine tiefe Verachtung der Partnerin um. Von dieser Symptomatik seien Kriegsheimkehrer betroffen, die »an einer ›seelischen Impotenz‹ bei erhaltener physischer Potenz« litten.⁴⁴

Stekel beschrieb damit jedoch nur eine von mehreren Formen männlicher Impotenz als Kriegsfolge. Nähme man alles zusammen, müsse man die Zahl der Betroffenen »auf Hunderttausende schätzen, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen. Jeder Sexualarzt wird diese Tatsache aus seiner Erfahrung bestätigen können«.⁴⁵ Tatsächlich sollte sich der bis Kriegsende fachöffentlich noch weithin abgelehnte Begriff der »Kriegsimpotenz« jetzt durchsetzen. Umstritten blieb deren zahlenmäßige Dimension, doch galt es nun als »unleugbar«, dass der Krieg bei Männern eine spezifische Form funktioneller Sexualstörungen ausgelöst habe.⁴⁶ Zu diesem Konsens trug bei, dass neben Psychologen und Nervenärzten, die über ihre Erfahrungen mit männlichen Patienten berichteten,⁴⁷ auch Gynäkologen das Diagnosebild bestätigten. Dass sexuelle Impotenz gerade bei solchen Kriegsteilnehmern festzustellen sei, die äußerlich unversehrt zu ihren Familien zurückgekehrt waren, jedoch ihren Partnerinnen mit größter Entfremdung begegneten,⁴⁸ spiegelte sich in den Äußerungen vieler Ehefrauen wider, die ärztlichen Rat wegen anhaltender Kinderlosigkeit einholten. Aus der Universitätsklinik für Frauenheilkunde in Tübingen berichtete August Mayer 1922, wie selten bei Nachkriegsuntersuchungen zur Sterilität in der Ehe eine körperliche Ursache habe identifiziert werden können. Dagegen sei er, Mayer, zu der Überzeugung gekommen, dass »der Krieg zu Modifikationen der Vita sexualis [geführt hat], die an der Zunahme

tiken nachzuvollziehen, siehe auch die Diskussion der Thesen der Historikerin Maureel Healy bei Hämmerle. *Heimat/Front*, 185f. u. 199.

43 Wilhelm Stekel, *Krieg und Impotenz*, in: *Medizinische Klinik* 16, 1920, 775–779.

44 Vgl. Stekel, *Störungen*, bes. 367–370, Zitat 370.

45 Ebd., 367.

46 Paul Fürbringer, *Potenz- und Potenzstörungen* (I. beim Manne), in: HwS (1923), 348–358, hier 354; ders., *Impotenz*, in: Georg Klemperer/Felix Klemperer (Hg.), *Neue Deutsche Klinik. Handwörterbuch der praktischen Medizin*, Berlin/Wien 1930, 303–325, hier 314f.

47 Lißmann, *Wirkungen*.

48 Vgl. dazu auch König, *Sexualmoral*, 157; Grete Meisel-Hess, *Ehekrise und ihre Folgen*, in: *DnG* 15, 1919, 88–90.

der Sterilität schuld sein könnten«. ⁴⁹ In seinen Mitteilungen klang überdies an, dass Frauen über ein verändertes Sexualverhalten ihrer Ehemänner berichtet hatten:

»Anscheinend haben manche *Männer*, die lange im Felde standen, und durch den Krieg veranlaßt wurden, lange verlobt zu sein anstatt zu heiraten, an Fähigkeit, ihre Frauen sexuell zu wecken, eingebüßt. In diesem Zusammenhang scheint mir nicht ganz unwichtig, daß mir manche Ehefrauen über Neuerscheinungen an ihren aus dem Felde heimgekehrten Gatten klagten, die sie innerlich abstießen und die frühere sexuelle Harmonie der Ehe nicht mehr aufkommen ließen. Und seit Kriegsschluß haben manche junge Ehemänner in dem durch den traurigen Zusammenbruch verschärften Kampf ums Dasein offenbar keine Zeit gefunden, zu den [...] für eine sexuelle Harmonie der Ehe so wichtigen Entdeckungsreisen nach den erogenen Zonen ihrer Frauen.« ⁵⁰

Diese Nachkriegsdiskussion hatte Einfluss auf den Wandel gynäkologischer Anamnesen und Therapien in der Nachkriegszeit. Dass die »wahre Behandlung der Frigidität« immer »genauer psychologischer Beobachtung *beider* Ehepartner entspringen« müsse, erhielt in den zwanziger Jahren Lehrsatzcharakter. ⁵¹ Jedoch kreiste die sexualtherapeutische Diskussion nicht oder allenfalls vermittelt um das, wovon allenthalben die Rede war, also um die Frage nach einer sexuellen Brutalisierung der Kriegsheimkehrer.

Anders sah es in der Diskussion um einen »Anstieg« von »Homosexualität« als Kriegsfolge aus, ein Bedrohungsbild, das sich mit der Klage um eine »Verwilderung« der Soldaten diffus vermischte. Von psychiatrischer Seite erfuhr nun die schon im Verlauf des Krieges von einflussreichen Fachvertretern wie Emil Kraepelin wieder stärker in den Vordergrund gerückte Bedrohungsdiagnose der Homosexualität als einer »rassenhygienisch« verderblichen »Volksseuche« eine eminente Revitalisierung. In der frühen Nachkriegszeit sollte die Auffassung, es handele sich bei Homosexualität um eine ansteckende Krankheit, durch »nahezu die Gesamtheit der Gerichtsärzte und Psychiater« ⁵² verfochten werden. Die Annahme, dass sie durch »Verführung« übertragen werde, wurde nicht nur in den Hörsälen der Universitäten »mit der Präntation eines Dogmas« ⁵³ gelehrt, sondern veranlasste Psychiater auch zur Einforderung rigidester Zensurmaßnahmen. Am weitesten ging dabei erneut der Doyen des Faches

49 August Mayer, Über Zunahme der sterilen Ehen seit dem Kriege, in: Klinische Wochenschrift 1, 1922, 1142–1144, hier 1444.

50 Ebd., 1443 (Hervorh. i. Orig.).

51 Wilhelm Liepmann, Frigidität des Weibes, in: HwS (1923), 142–143, hier 143. (Hervorheb. im Orig.); Mayer, Zunahme, 1444. Vgl. zur Psychologisierung der gynäkologischen Therapie nach dem Ersten Weltkrieg Putz, Verordnete Lust, 183ff.

52 Otto Klienberger, Zur Frage der Homosexualität, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten 63, 1921, 129–148, hier 132.

53 Hirschfeld, Einst, 165. Hirschfeld übertrieb mit dieser aus dem Jahr 1922 stammenden Formulierung keineswegs. Klienberger hatte 1921 davon gesprochen, mittlerweile stehe der Berliner Sexualwissenschaftler mit der endogenen These zur Entstehung von Homosexualität weithin alleine, »während nahezu die Gesamtheit der Psychiater und Gerichtsärzte Homosexualität als angeborene Störung in Frage zieht oder wenigstens im Vergleich zu der erworbenen Homosexualität als ungemein selten bezeichnet«. Klienberger, Homosexualität, 132; für die späte Phase der Weimarer Republik auch Marhoefer, Sex and the Weimar Republic, 128. Vgl. zur Schärfe und qualitativ

selbst, Kraepelin, der nun darauf drängte, jede noch so gering ins Homosexuelle gehende »Einbildungskraft« bei jüngeren Männern »mit allen Mitteln« zu verhindern. Es müsse, forderte er, »die überall in gefährdender Weise, auch in anscheinend wissenschaftlicher Form, sich breitmachende Verführung durch Bücher, Zeitschriften, Anzeigen, Bilder, Vorträge, persönliche Einwirkung auf das schärfste« verfolgt werden.⁵⁴

Dass diese bei vielen Psychiatern gegen und nach Kriegsende festzustellende Radikalisierung in der »Bekämpfung« der Homosexualität parallel lief zu einer innerhalb der deutschen Universitätspsychiatrie im selben Zeitraum deutlichen Bewegung hin zu völkischen Selbstverortungen und Programmatiken, war sicherlich kein Zufall.⁵⁵ Aber dieser offensichtliche Zusammenhang sollte nicht übersehen lassen, dass unmittelbar nach 1918 eine verstärkte Wahrnehmung von Homosexualität als einer »infektiösen« Bedrohung keineswegs auf rechtskonservative Psychiater beschränkt war. Im Duktus einer zutiefst erschreckenden Erkenntnis gehalten, finden sich in der frühen Nachkriegszeit Stimmen über einen Anstieg von Homosexualität quer durch beinahe alle sexualwissenschaftlichen Fraktionierungen. Oftmals waren es dabei dem linken Flügel der Sexualreformbewegung zuzurechnende Ärzte, Sozialhygieniker, Pädagogen und Psychoanalytiker, die unter dem Eindruck der Nachkriegsverhältnisse meinten, es handle sich bei Homosexualität offenbar doch um eine durch »Verführung« verursachte Männer-Krankheit, die sich unter bestimmten Bedingungen – sexuelle Abstinenz, Kasernierung, »Massenbildung«⁵⁶ – rasend schnell ausbreiten könne. 1919 erklärte etwa der von psychoanalytischer Seite bis dahin am engsten mit dem WhK in einem responsiven Verhältnis⁵⁷ stehende Sexualforscher Wilhelm Stekel, »daß die Homosexualität im Kriege und nach dem Kriege außerordentlich zugenommen« hätte und diese »Tatsache« ein historisches Lehrstück dafür darstelle, »daß es keine Fälle von angeborener

nach 1918 neuen Eindimensionalität dieser Position ferner den Rückblick auf die Diskussion bei Richard Linfert, Gibt es eine Verführung zur Homosexualität, in: Die Ehe Nr. 11, 1929, 5–8.

- 54 Emil Kraepelin, Einführung in die psychiatrische Klinik, 4. völlig umgearbeitete Aufl., Bd. 1: Allgemeine Übersicht, Leipzig 1921, 110. Vgl. dazu auch Mildenerberger, »Richtung«, 111f. u. 119; ders., Kraepelin, 325f.
- 55 Diese zeitliche Parallele arbeiten heraus: Mildenerberger, Kraepelin, 326; Matthias M. Weber/Wolfgang Burgmair, »Anders als die Andern.« Kraepelins Gutachten über Hirschfelds Aufklärungsfilm. Ein Beitrag zur Psychiatriegeschichte der Weimarer Republik, in: Sudhoffs Archiv 81, 1997, 1–20, hier 2, 7 u. 16f. Die 1917 Form annehmende Vernetzung und Institutionalisierung einer »völkisch« konzipierten Psychiatrie durch Kraepelin und sein Umfeld haben untersucht: Eric J. Engstrom/Wolfgang Burgmair/Matthias M. Weber, Psychiatric governance, »völkisch« corporatism, and the German Research Institute of Psychiatry in Munich (1912–1926), in: History of Psychiatry 27, 2016, 38–50 u. 137–152.
- 56 Zu Freud und dessen Nachkriegsannahmen zur Verbindung von Homosexualität und »Massenbindung« vgl. auch Theweleit, Männerphantasien, Bd. 1, 62.
- 57 Stekel, 1914 Initiator einer »Wissenschaftlich-humanitären Gesellschaft«, hatte noch im Frühjahr 1918 anlässlich von dessen 50. Geburtstag gehofft, Hirschfeld möge »geistig recht viele Kinder erzeugen [...]. Hätten wir in Wien einen Mann von der propagierenden Kraft Hirschfelds, so käme auch in Österreich die Bewegung, welche das »wissenschaftlich-humanitäre Komitee« geschaffen hat, in Fluß. Wir brauchen eben in allen Kulturzentren einen Magnus Hirschfeld.« VBWhK 18/2 u. 3, 1918, 58. Zur wechselvollen WhK-Beziehung Stekels vgl. Herzer, Magnus Hirschfeld, 170f.

Homosexualität gibt und daß Kräpelin [sic!] gegen Hirschfeld im Rechte ist. Die Homosexualität ist eine schwere Neurose [...]«.⁵⁸ Auch der angesehene Berliner Psychologe William Stern sprach 1919 von einer »Inversions-Welle« und führte dies auf den Krieg zurück, der für das vorgebliche Phänomen die »physiologische und psychologische Vorbedingung«⁵⁹ gewesen sei:

»Hunderttausende von jungen Leuten waren während des Krieges Jahre hindurch fast oder ganz ausschließlich mit Geschlechtsgegnossen zusammen. [...] Manche kamen so früh hinaus, daß ihre Sexualität zunächst nicht eindeutig fixiert war und daher den rein homosexuellen Reizungen des Schützengrabens einen weniger starken Widerstand entgegensetzen konnten. Andere junge Männer, deren Erotik ursprünglich normal war, werden in der wachsenden Not ihres Geschlechtsbedürfnisses mit geringerem oder stärkerem Widerstreben schließlich zu dem Ersatzmittel der Homosexualität gegriffen und sich im Laufe der Jahre in sie hineingefunden haben.«⁶⁰

Ähnliche Äußerungen lassen sich ebenso im radikalen Flügel der Frauen- und Sexualreformbewegung feststellen. Hier wurde die Rede von einer bevölkerungspolitischen Bedrohung durch »Homosexualität« zwar oftmals vermengt mit andersartigen Schreckensszenarien als jenen, die Psychiater beschäftigten. So befasste sich der BfMS mit ihrem vorgeblichen Anstieg vorrangig vor dem Hintergrund der Prognose einer damit – nach der Männerdezimierung durch den Krieg – noch einmal gesteigerten »Sexualnot« der Frauen. Doch ließen sich die als notwendig befundenen Gegenmaßnahmen kaum unterscheiden von den großkalibrigen »Eindämmungs«-Strategien, wie sie von Psychiatern gefordert wurden: Da sich gleichgeschlechtliche Neigungen nach epidemischen Gesetzmäßigkeiten ausbreiten würden, müsse man ihnen mit Aufklärungskampagnen zum »Geschlechtsschutz des jungen Mannes« und der Mobilisierung aller therapeutischen Möglichkeiten entgegentreten.⁶¹ Helene Stöcker ging in ihren Überlegungen zur »Zukunft der Liebe« von 1920 so weit, davon zu sprechen, die Steinach-Experimente hätten »erfolgreiche Operationen am Menschen« ermöglicht, nachweislich »die anormalen Empfindungen der Homosexualität beseitigt« und damit der Möglichkeit einer zukünftigen Regulierbarkeit der Beziehungen zwischen den Geschlechtern ein segensreiches Instrument geliefert.⁶²

58 Stekel, Krieg und Impotenz, 777.

59 William Stern, Die »Inversions«-Welle. Ein zeitgeschichtlicher Beitrag zur Jugendpsychologie, in: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik 21, 1919, 161–170, hier 164.

60 Ebd. Auch viele Männer, die »während des Krieges der Verlockung zu tätiger Homosexualität widerstanden« hätten, seien in großer Zahl durch die Schützengrabengemeinschaft zu »geistig Invertierte[n]« geworden, indem sie eine »Unfähigkeit zu normalen Liebesgefühlen gegenüber dem Weibe« entwickelt hätten. In diesen Fällen indessen seien durch den Krieg »Brunnen verschüttet [worden], die allmählich wieder zu lebendigem Aufquellen gebracht werden könnten« – nichts sei in dieser Situation verheerender als eine »Inversionspredigt«, wie sie Hans Blüher in die Jugendbewegung getragen habe. Ebd., 165.

61 Siehe Vaerting, Geschlechtsschutz; Eberhardt Schott, Geschlechtsschutz des jungen Mannes, in: DnG 15, 1919, 495–498.

62 Helene Stöcker, Die Zukunft der Liebe, Leipzig 1920, 56.

Fragt man nach den Ursachen dieser 1919/20 unter Experten und Reformern um sich greifenden ›Homosexualisierungs-Psychose‹, lässt sich zunächst feststellen, dass die Kommunikation initial ganz ähnlich wie im Fall der Brutalisierungsdiskussion wie ein Selbstläufer funktionierte und ohne Verweise auf empirische oder klinische Untersuchungen auskam. Entscheidend war auch in diesem Fall das, was man allgemein zu ›sehen‹ glaubte: Die mit Kriegsende plötzliche Zurückverwandlung der Großstädte in pulsierende Metropolen mitsamt ihrer rasch (wieder-)belebten homosexuellen Tanzdiele- und Kneipen-Szene schien in den Augen vieler Beobachter nichts anderes zu belegen, als dass eine unbestimmbare Zahl von Männern verändert aus dem Krieg zurückgekehrt sei und die sexuelle Orientierung gewechselt habe.⁶³ Zu einem solchen Wahrnehmungseffekt mochten auch die nach dem Fall der Militärzensur von medizinischer Seite gleichsam nachgereichten und von der populären Publizistik schnell aufgegriffenen Mitteilungen über zuvor tabuisierte Aspekte des Kriegsalltags beigetragen haben, in denen die Frage homosexueller Kontakte an der Front eine zentrale Rolle spielte.⁶⁴ In medizinischen und sexualreformerischen Kreisen erhielt die daran geknüpfte Bedrohungswahrnehmung zusätzlich Auftrieb durch die für den Sommer 1919 angesetzte Rückführung der deutschen Kriegsgefangenen. Nachdem über deren Lebenssituation über die Kriegsdauer hinweg wenig Gesichertes bekannt gewesen war, wurden 1919 zunächst Befürchtungen von einer durch die russische Revolution ausgelösten Politisierung der in den dortigen Kriegsgefangenenlagern Inhaftierten laut,⁶⁵ eine Prognose, die sich bald auch auf ihr zukünftiges Sexualverhalten bezog. Ähnlich wie in der Diskussion um die Frontsoldaten stand dies zunächst im Zusammenhang mit der Erwartung einer Zunahme venerischer Krankheiten,⁶⁶ ging jedoch unabhängig von der Frage, von woher die Kriegsgefangenen nach Deutschland zurückkehrten, in die Annahme über, mit einer großen Zahl sexuell »Degenerierter« rechnen zu müssen. Zur

-
- 63 Zu den Szenelokalen in der frühen Nachkriegszeit siehe *Dobler*, Von anderen Ufern, 52–62 u. 139–154; *Stefan Micheler*, Selbstbilder und Fremdbilder der »Anderen«. Männer begehrende Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Konstanz 2005, 102ff.
- 64 Nicht wenige Soldaten, so teilte etwa der Sexualforscher *Ernst Iros* 1919 mit, hätten durch ihr jahrelanges Zusammensein in den Schützengräben »ein körperliches Anschmiegsbedürfnis« gezeigt, »wie es sonst nur zwischen den beiden Geschlechtern üblich ist« – oftmals »zur eigenen Überraschung der Handelnden«, so *Gustav Aschaffenburg*, sei es auch zu sexuellen Kontakten gekommen. *Ders.*, Die sexuelle Not im Schützengraben, in: *Hans Dolsenhain* (Hg.), Das Liebesleben im Feld und in der Etappe. Das Liebesleben im Weltkriege, Zweiter Halbbd., Nürnberg 1919, 3–17, hier 13 (Zitat 1); *Gustav Aschaffenburg*, Die konstitutionellen Psychopathen, in: *Otto von Schjerning* (Hg.), Handbuch der Ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/1918. Bd. 4: *Karl Bonhoeffer* (Hg.), Geistes- und Nervenkrankheiten, Leipzig 1922/34, 122–153, hier 151 (Zitat 2). Siehe an Beispielen aus der populären Publizistik etwa *Hans Georg Baumgarth*, Das Geschlechtsleben im Kriege. Eine Rechtfertigung für viele Unglückliche, Berlin o.J. [1919], 28f.; *H. A. Preiß*, Geschlechtliche Grausamkeiten liebestoller Menschen. Unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Krieg und bei dem Heere im Felde und in der Heimat, Frankfurt a.M. o.J. [ca. 1919], 33.
- 65 Betroffen währte man insbesondere solche Kriegsgefangenen, welche die russische Revolution miterlebt hatten und davon politisiert worden seien, was zum Teil (vgl. *Gerwarth*, Die Besiegten, 58; *Leonhard*, Büchse der Pandora, 646f.) auch zutraf.
- 66 Siehe z.B. *Wilhelm Schmalz*, Ueber die Einschleppung von Geschlechtskrankheiten und Malaria durch unsere aus Rußland heimkehrenden Gefangenen, in: *DmW* 45, 1919, 297–298.

Hauptreferenz solcher Befürchtungen avancierte das Ende 1918 in der Schweiz publizierte und in Deutschland schnell bekannt gewordene Buch *Die Stacheldraht-Krankheit* Adolf L. Vischers.⁶⁷ Darin hatte der angesehene Baseler Chirurg über seine im Auftrag des IRK durchgeführten Besichtigungen von türkischen und englischen Kriegsgefangenenlagern berichtet und als typische Begleiterscheinung der »Stacheldrahtkrankheit« »epidemisch auftretende[] homosexuelle[] Verirrungen« angeführt, welche sich bei längerer Gefangenschaft als eine Durchgangsstation zur vollständigen sexuellen Impotenz dargestellt hätten.⁶⁸ Es müsse, so Vischer, davon ausgegangen werden, dass mit der Rückführung der Kriegsgefangenen der gesamte Kontinent »von Leuten mit abnormen seelischen Reaktionen durchsetzt sein« werde.⁶⁹

Nicht nur in der Medizin und der Sexualforschung, auch in der Presse und im Parlament war 1918/19 die Rede vom Zusammenbruch der Sittlichkeit allgegenwärtig. Ebenso beschränkte sich das Phänomen der *moral panic* nicht auf Expertenkreise, wenngleich die im politischen Raum hauptsächlich verhandelten Themenkomplexe teilweise noch einmal andere waren.⁷⁰ Bei allen Differenzierungen, die man dabei im Einzelnen treffen kann, lässt ein für die gesamte Dauer der Weimarer Republik von links bis rechts bestehender Konsens über einen sittlichen Zerfall in der Nachkriegszeit feststellen, der sich auf drei Wahrnehmungsfelder bezog. In den Augen *aller* politischen Parteien war demnach die unmittelbare Nachkriegszeit gekennzeichnet (1.) von einer »Verwahrlosung« der Jugend, (2.) von einer tiefgreifenden Krise von Ehe und Familie und (3.) von einem Zustand der sexuellen Anomie im öffentlichen Raum.⁷¹ Unumstrittener politischer Handlungskonsens dagegen bestand 1919 nur im dritten Fall und resultierte aus der Wahrnehmung der Gleichzeitigkeit einer mit Kriegsende ausgebrochenen »Vergnügungssucht«, eines gravierenden Anstiegs der Prostitution und einer plötzlichen Überflutung des Straßenhandels und der Kinos mit pornographischen Erzeugnissen. Vor allem Letzteres blieb in der Erinnerung vieler Zeitgenossen an die Waffenstillstandszeit äußerst präsent. Mit dem »Gefühl allgemeiner Entfesselung«, so erinnerte sich der linke Publizist und Theaterkritiker Axel Eggebrecht zehn Jahre später, sei es »zu einer wilden Hausse in aufklärenden, kitschig-verlogenen oder schlichtweg schweinischen Erzeug-

67 A. L. Vischer, *Die Stacheldraht-Krankheit. Beiträge zur Psychologie des Kriegsgefangenen*, Zürich 1918.

68 Ebd., 20. Vielfach habe er festgestellt, dass die Libido dieser Männer am Ende »fast vollständig« erloschen sei (ebd., 23).

69 Ebd., 5. In der Reaktion auf dieses Buch war es vor allem der – bei Vischer gar nicht sonderlich prominent herausgestellte – Aspekt »homosexueller Epidemien«, der in Deutschland rezipiert wurde und für Beunruhigung sorgte. Siehe die Besprechung in: DnG 15, 1919, 498–499, sowie mit Verweis auf eine österreichische Studie, die ebenso davon sprach, in den Lagern seien homosexuelle Kontakte »plötzlich und mit geradezu infektiöser Geschwindigkeit verbreitet« gewesen. Ernst Fischer, *Das sexuelle Leben in der Kriegsgefangenschaft*, in: DnG 17, 1921, 130–132, Zitat 132.

70 Usborne, *Frauenkörper*, 107.

71 Vgl. ebd., 99–115; zum »Konsensbereich« der Jugend-»Verwahrlosung« vgl. auch Detlev Peukert, *Der Schund- und Schmuckkampf als »Sozialpolitik der Seele«*. Eine Vorgeschichte der Bücherverbrennung, in: Hermann Haarmann (Bearb.), »Das war ein Vorspiel nur ...«. Bücherverbrennung Deutschland 1933. Voraussetzungen und Folgen, Berlin 1983, 51–63, hier 51 (obiges Zitat ebd.) u. 55ff.

nissen« gekommen, die »[a]n jeder Straßenecke [...] verhökert« wurden.⁷² Nicht weniger wurde eine Welle von »Sexfilms« und das Aufleben der Tanzdielen allgemein beklagt. Bereits um den Jahreswechsel 1918/19 führte dies zu rigiden Eingriffen durch den SPD- und USPD-geführten Rat der Volksbeauftragten: Neben dem eilig auf den Weg gebrachten Erlass zur »Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« erfolgten Sanktionen gegen die »Animierkneipen« sowie weitere »Maßnahmen gegen die Auswüchse der Vergnügungssucht«.⁷³ Tatsächlich sollten nach 1918 von allen »Sittlichkeitsdelikten«, über die statistisches Material gesammelt wurde, nicht Gewaltverbrechen, sondern Verfahren wegen Vertriebs »unzüchtiger Schriften« am deutlichsten hochschnellen – beinahe um das Doppelte im Vergleich zu den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs.⁷⁴ Auch als der maßgeblich von Medizern und Juristen initiierte Feldzug gegen den »Animierungsfilm in Geschlechtsdingen«⁷⁵ zur Wiedereinführung der Zensur in der Weimarer Verfassung 1920 beitrug,⁷⁶ wurde dies von den wenigsten politischen Beobachtern bedauert – auch nicht aufseiten der radikalen Linken.⁷⁷ Das Gros dieser Filme, urteilte Siegfried Kracauer später in seinem Klassiker *Von Caligari zu Hitler*, habe »nichts gemein [gehabt] mit der Vorkriegsrevolte gegen überalterte Sexualkonventionen«. Es seien »nichts anderes als vulgäre Filme, die dem Publikum Sex andrehten«, gewesen,⁷⁸ deren Erfolg Kracauer sich damit erklärte, dass viele derjenigen, die »für eine Ewigkeit Tod und Zerstörung vor Augen hatten«, im Kinobesuch ihre »beschädigten Lebensinstinkte ausufernd bestätigten«.⁷⁹

»Der Appetit auf Sinnlichkeit erwies sich als sichere kommerzielle Spekulation. [...] Filme solchen Schlages zogen die Masse entlassener Soldaten an, die sich auf ein Zivilleben, das sie zurückzuweisen schien, noch nicht einstellen konnten, wie die zahlreichen Jugendlichen, die – während ihre Väter im Krieg waren – wie Unkraut aufwuchsen [...]. Dieser psychologische Mechanismus schien sich vielen Deutschen aufgedrängt zu haben. Es war, als fühlten sie sich in Hinblick auf die ihnen gebotene Freiheit paralysiert und zögen sich auf unproblematische fleischliche Genüsse zurück. Eine Aura von Trauer umgab die Sexfilme.«⁸⁰

Zu einer in Teilen der deutschen Öffentlichkeit eminenten Verschiebung sämtlicher verhandelter Ursachenkomplexe trug ab dem Frühjahr 1919 eine hochpolitisierte Debatte

72 Axel Eggebrecht, *Erotische Zeitschriften*, in: *Die literarische Welt* 60/11, 1930, 12. Vgl. auch Grosz, Ja, 118.

73 Vgl. *Usborne*, *Frauenkörper*, 107.

74 Siehe Moritz Liepmann, *Krieg und Kriminalität in Deutschland*, Berlin/Leipzig 1932, 49.

75 So der Arzt Waldemar Schweisheimer, zit.n.: »Aus der Bewegung«, in: *JbsexZ* 19, 1919, 3–68, hier 34.

76 Vgl. *Usborne*, *Frauenkörper*, 106.

77 Siehe die rückblickenden Äußerungen von Hans Preuß in: *Vereinigung linksgerichteter Verleger*, Weg mit dem Schmutz- und Schundgesetz. Protestkundgebung gegen den Gesetzentwurf zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften am 10. September 1926 im Plenarsaal des ehemaligen Herrenhauses Berlin, Berlin [1926], 7–10, hier 7.

78 Siegfried Kracauer, *Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films*, Frankfurt a.M. 1983 (EA 1947), 52.

79 Ebd., 51.

80 Ebd., 51f.

bei, die auf das engste mit den seit dem Waffenstillstand ausgetragenen Kämpfen um die politische Nachkriegsordnung verbunden war. Bereits im Vorfeld der Niederschlagung der Münchener Räterepublik Ende April, Anfang Mai 1919 war in der bürgerlichen und der christlich-konservativen Presse auf eine Verkoppelung von »Revolution« und »sexueller Verwilderung« abgehoben worden, ein propagandistisch erzeugter Konnex, den keineswegs allein die Agitation der Deutschnationalen sofort auch mit antijüdischen Feindbildern amalgamierte.⁸¹ Dieses Schüren von Ängsten vor »russischen Zuständen« (auch) auf sexuellem Gebiet fand ein erhebliches Echo in der bürgerlichen Öffentlichkeit.⁸² Innerhalb der Wissenschaften war es vor allem die im nachrevolutionären Bayern angesiedelte Psychiatrie, die nun den Rückhalt linksrevolutionärer Erhebungen in der unmittelbaren Nachkriegsphase insgesamt als das Ergebnis einer »Vergewaltigung« des vom Krieg geschwächten »Volkes« durch psychopathologische Demagogen umzuinterpretieren begann.⁸³ Auch damit war eine nicht allein im dezidiert völkischen Lager anschlussfähige Position formuliert: Seit etwa Mitte 1919 zeichnete sich ab, dass sich in der Weimarer Republik zwei diametrale Großnarrative über die Ursprünge und Dynamiken der »verwilderten« Nachkriegssitten gegenüberstehen sollten. Wie vor allem die Studien Cornelia Usbornes gezeigt haben,⁸⁴ war es für die politische Linke »der Krieg«, dessen »Verrohungs«-Effekte den Niedergang von Moral und Sittlichkeit entscheidend erklärten und deren letztverantwortliche Verursacher in den kriegstreibenden wilhelminischen Herrschaftseliten identifiziert wurden: »Wenn wir dieses Gefühl der Verherrlichung der Gewalt, durch die Sie zum Kriege geführt haben, durch die Sie überhaupt erst den Grund im Herzen des Volkes für den Krieg gelegt haben, wirklich einmal zurückgedrängt haben werden«, adressierte der USPD-Politiker Wilhelm Koenen im Juli 1919 die Deutschnationalen im Parlament, »dann wird die Stunde kommen, in der wir auch mit der Schundliteratur von Grund aus aufräumen können«.⁸⁵ Konfessionelle Verbände und die politische Rechte dagegen propagierten »die Revolution« als Ursache für »das Aufschäumen eines schamlosen Sexualismus«⁸⁶ und spielten diese Lesart über die gesamte Dauer der Weimarer Republik in ihren Angriffen auf die

81 Neue Studien haben gezeigt, dass dieses sexualisierende Bedrohungsbild auch in der Propaganda der bayerischen Mehrheitssozialdemokraten gegen die »jüdischen« Führer der »Schriftstellerrepublik« eine zentrale Rolle gespielt hatte. Siehe *Christian Twardowski*, Weiblichkeit unter der Gewalt der bayerischen Sowjets. Verstöße gegen die Sittlichkeit als Mittel der Stigmatisierung der Linksextremen im Bayern des Frühjahrs 1919, Hamburg 2011, bes. 347f., 440f. u. 481ff.

82 Wie der Sexualwissenschaftler Max Rosenthal 1919 berichtete, waren in Deutschland keineswegs allein rechte Zeitungen daran beteiligt, solche Ängste zu schüren. Vgl. *Max Rosenthal*, Sexualreform im neuen Volksstaat, in: *DnG* 14, 1919, 79–82, hier bes. 79f.

83 *Thomas Beddies/Judith Hahn*, Vom Unbehagen in der Psychiatrie. Psychopathologische Deutungen von Umbruch und Revolution 1918/19, in: Beate Binder/Cornelius Borck/Volker Hess (Hg.), Wahnsinngefüge der urbanen Moderne. Räume, Routinen und Störungen 1870–1930, Wien u.a. 2018, 289–313; *Freis*, »Psychopathen«.

84 Vgl. zum Folgenden *Usborne*, Frauenkörper, dort bes. 99 u. 105; *Isabelle Engelhardt*, Der Kampf gegen die moralische Vergiftung. Die Diskussion um »Schund und Schmutz«, in: Eitz/Engelhardt (Hg.), Diskursgeschichte, Bd. 2, 260–312, hier 290–297.

85 Zit. nach *Engelhardt*, Kampf, 292.

86 Zit. nach *Peukert*, Schund- und Schmutzkampf, 53.

wohlfahrtstaatlichen Konzepte der Linksparteien aus. »Einigkeit«, so eine wichtige Beobachtung Usbornes, »bestand allerdings darüber, daß eine Form von ›Entsittlichung‹ stattgefunden hatte«. ⁸⁷

Diese Wahrnehmung teilte auch der Sexualforscher Max Marcuse und sprach der Revolution dabei vorläufig eine entscheidende Rolle zu, stand aber ein Jahr nach Kriegsende zugleich vor dem Eingeständnis, eine Separierung von Ursachenkomplexen nicht abschließend klären zu können. Unabhängig davon, »welche Stellung man zu der Frage nach den inneren Beziehungen zwischen diesen beiden Geschehnissen [dem Krieg und der Revolution] einnimmt, namentlich auch nach der natürlichen Bedingtheit dieses durch jenes – wir stehen jetzt psychisch *unmittelbar* nicht mehr unter den Kriegs-, sondern den *Revolutionswirkungen* und den von ihr ausgegangenen geistig-seelischen Umstimmungen«. ⁸⁸ Ebenso wenig, so Marcuse, lasse sich über die weitere Entwicklung sagen: Ob »noch einmal Ordnung und Sitte, Zucht und Pflichtgefühl, aber auch Freudigkeit des Herzens und Glücklichkeit der Seele sich neu gebären werden – wir wissen es nicht, aber hoffen es«. ⁸⁹

4.2 Magnus Hirschfeld im Prisma 1919–1923

Im Oktober 1920 reiste der New Yorker Arzt und Sexualreformer William J. Robinson nach Berlin, um sich ein Bild von den Nachkriegsverhältnissen zu machen. Er sprach mit Alfred Blaschko in dessen Poliklinik für Geschlechtskrankheiten, traf Georg Plock vom Wissenschaftlich-humanitären Komitee und meldete sich zum Abschluss seiner Reise bei Magnus Hirschfeld an. ⁹⁰ Das war zugleich der Höhepunkt seines Berlinbesuchs. Fünfzehn Monate zuvor hatte Hirschfeld für ein »event in the history of human knowledge and human practice« (Havelock Ellis) ⁹¹ gesorgt: Seit dem Juli 1919 gab es in Berlin das von ihm mit privaten Mitteln gegründete Institut für Sexualwissenschaft, »the first institution«, wie Robinson wenig später amerikanischen Lesern der Zeitschrift »The Medical Critic and Guide« erläuterte, »of its kind in the world«. ⁹²

Eingerichtet worden war es am nördlichen Rand des Tiergartens. Das Gebäude, die 1871/72 errichtete »Villa Joachim«, gehörte zu den architektonischen Schmuckstücken jenes im Zweiten Weltkrieg vollständig zerstörten Viertels. In den Zelten, das seit dem 19. Jahrhundert als der »Berliner Prater« galt. Unter der Woche war es hier »herrlich still und ruhig«, an den Wochenenden hingegen gehörten »die Zelte« mit ihren Gartenpavillons, Musikkapellen, Tanzveranstaltungen und Ablegeplätzen für Bootsfahrten über

87 Usborne, Frauenkörper, 105; vgl. auch Peukert, Schund- und Schmutzkampf, 55ff.

88 Marcuse, Bedeutung, 20 (Hervorh. i. Orig.)

89 Ebd., 26f.

90 William J. Robinson, A Nation in Distress, in: Medical Critic and Guide 23, 1920, 379–387, hier 381.

91 So Ellis 1920 in der Zeitschrift »Medical Review of Reviews«. Zit. nach Victor Robinson, Editorial Introduction, in: ders., Encyclopaedia Sexualis. A Comprehensive Encyclopaedia-Dictionary of the Sexual Sciences, New York 1936, XV–XX, hier XIX.

92 Robinson, Nation, 387. Grundlegend zur Institutsgeschichte: Rainer Herrn, Vom Traum zum Trauma: Das Institut für Sexualwissenschaft, in: Kotowski/Schoeps (Hg.), Hirschfeld, 173–199; vgl. ferner u.a. ders., Verhältnisse; Beachy, Gay Berlin, 160–186; Sigusch, Geschichte, 345–364.

die Spree zu den beliebtesten Ausflugszielen der Berliner Bevölkerung. In unmittelbarer Nähe des Instituts befand sich die Kroll-Oper; nur wenige hundert Meter waren es bis zum Reichstagsgebäude.⁹³

4.2.1 Klinische Nachkriegsbeobachtungen am Institut für Sexualwissenschaft

Robinsons Visite reihte sich ein in eine Vielzahl von Besuchen, die das Institut schon kurz nach seiner Gründung aus dem Ausland erhielt, gerade auch aus den USA. Neben Persönlichkeiten der dort an Fahrt gewinnenden Sexualreformbewegung wie der Frauenrechtlerin und einflussreichen »Birth Control«-Verfechterin Margaret Sanger⁹⁴ interessierten sich auch US-Journalisten für den Charakter dieser Einrichtung. Befragt wurde der Institutsdirektor über die am Institut verfolgten Lehr- und Forschungsschwerpunkte, aber auch über das politische Klima in Deutschland;⁹⁵ man tauschte sich über die – von Sanger unter dem Eindruck der Nachkriegsverhältnisse vorläufig als eher deprimierend eingeschätzten – sexualreformerischen Perspektiven aus⁹⁶ oder wollte von Hirschfeld Näheres über die Einwirkungen des Krieges auf die sexuelle Sphäre erfahren.⁹⁷ Ihn gerade auf Letzteres anzusprechen, war überaus naheliegend. Das Institut war zu diesem Zeitpunkt – und noch für lange Zeit – der international einzige Ort, an dem sexualwissenschaftliche Forschung, Beratung, Therapie und Lehre konzeptionell zusammengeführt waren. Von der Bandbreite und der Tiefendimension der Folgeerscheinungen von vier Kriegsjahren auf sexuellem Gebiet konnte sich vermutlich niemand ein vergleichbar verlässliches Bild machen.

Tatsächlich ist auch ungeklärt, ob die Idee für eine konzeptionelle Verbindung von Forschung und Therapie erst nach Kriegsende Gestalt annahm. Schon im Krieg, im Mai 1918, war von Hirschfeld angekündigt worden, eine »Stiftung für wissenschaftliche Sexualforschung« ins Leben zu rufen.⁹⁸ Wahrscheinlich ist indessen, dass die 1919 fest-

93 »Der Berliner Prater. Die Zelte jetzt und einst. – Eine historische Stätte der Geselligkeit«, in: Vorwärts, Nr. 267, 8.6.1924 (obiges Zitat ebd.). Eine beeindruckende Kontextualisierung der Lage des Instituts, auch zur sexuellen Aufladung infolge der Nähe zu den Vergnügungstätten und den Cruising Areas des Tiergartens liefert *Rainer Herrn*, Outside in – inside out: Topografie, Architektur und Funktionen des Instituts für Sexualwissenschaft zwischen Wahrnehmung und Imaginationen, in: Dietze/Dornhof (Hg.), Metropolenzauber, 22–56.

94 Vgl. dazu *Atina Grossmann*, Magnus Hirschfeld, Sexualreform und die Neue Frau. Das Institut für Sexualwissenschaft und das Weimarer Berlin, in: Kotowski/Schoeps (Hg.), Hirschfeld, 201–216, hier 206f. Anfang 1921 fand ferner der Besuch einer Delegation lateinamerikanischer Mediziner statt (Notiz in: *JbsexZ* 21, 1921, 57), und 1923 stattete mit dem Arzt Nikolai Semashko ein hochrangiger sowjetischer Gesundheitsfunktionär dem Institut einen Besuch ab. Vgl. *Healey*, Homosexual Existence, 355.

95 *Robinson*, Nation, 381.

96 Vgl. *Peter Engelman*, Zervixkappen als »Bonbons aus Frankreich« und andere Einblicke und Ereignisse aus der Arbeitsfreundschaft zweier Pioniere der Geburtenregelung, in: MittMHG Nr. 31/32, 2000, 29–39, hier 30f.

97 Siehe dazu GK I, 322.

98 Vgl. *Herrn*, Traum, 175f. (Hervorh. R.K.)

gelegte Struktur und der Zeitpunkt der Eröffnung auf im Wesentlichen zwei Motive zurückzuführen waren.⁹⁹

Zum einen setzte Hirschfeld generell große Hoffnungen in die Republik. Nicht von ungefähr nannte er das Institut gerne (und nicht völlig zutreffend) ein »Kind der Revolution«, denn ganz ohne Zweifel erblickte er vor dem Hintergrund der Umwälzungen vom November 1918 Potenziale in der Schaffung einer solchen als Hauptquartier des Faches in Deutschland gedachten Einrichtung, und dies mittel- oder langfristig gerade auch mit der Perspektive auf eine universitäre Anbindung und die politischen Gestaltungsmöglichkeiten auf der Gesetzesebene.¹⁰⁰ Davon legen auch die rührigen Aktivitäten Hirschfelds in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein eindrückliches Zeugnis ab:

Es ist heute kaum bekannt, dass es der – für seinen packenden Vortragsstil bekannt gewesene – Sexualwissenschaftler war, der am 10. November 1918 auf jener von Zehntausenden Berlinern vor dem Reichstagsgebäude besuchten Volksversammlung des »Bunds Neues Vaterland« auftrat, die von einer plötzlichen Schießerei zwischen kaiserlichen Offizieren und Revolutionären auseinander gesprengt wurde. »Alles durch das Volk, für das Volk!«, hatte Hirschfeld der Menschenmenge noch zurufen können, bevor sich die Versammlung unter Maschinengewehrfeuer panikartig auflöste.¹⁰¹ In den ersten Nachkriegsmonaten schließlich arbeitete Hirschfeld für die SPD ein Konzept für ein zukünftiges »Ministerium für Volksgesundheit« aus, in dem – was ebenso wie ein Gesundheitsministerium nicht verwirklicht werden sollte – eine Abteilung für »Sexualpolitik« nicht fehlen dürfe.¹⁰² Er schrieb zusammen mit seiner Schwester Franziska Mann über das gerade eingeführte Frauenwahlrecht¹⁰³ und war an mehreren pazifistischen Projekten beteiligt – darunter, zusammen mit Andreas Latzko und August Forel, an der Gründung von »Welt ohne Krieg«.¹⁰⁴

In den Monaten nach der Novemberrevolution war Hirschfeld zudem mit dem Kinofilmproduzenten und -regisseur Richard Oswald zusammengekommen, um noch vor der Institutseröffnung *Anders als die Andern*, den historisch ersten Aufklärungsfilm über

99 Zentrale Punkte der nachfolgend referierten Überlegungen zur Motivation der Institutsgründung verdanke ich dem anregenden Austausch mit *Rainer Herrn*, dessen Monographie über das Institut für Sexualwissenschaft kurz vor der Veröffentlichung steht.

100 Vgl. *Herrn*, Traum, 175–178 (Zitat »Kind der Revolution« ebd., 176); *ders.*, Schnittmuster, 111; *ders.*, Outside, 26. Vgl. auch *Große*, Patriotismus, 357–362; *Marhoefer*, Sex and the Weimar Republic, 3ff.; *Glenn Ramsey*, The Rites of »Artgenossen«. Contesting Homosexual Political Culture in Weimar Germany, in: *Journal of the History of Sexuality* 17, 2008, 85–109, hier 89f. u. 92, Hirschfelds Äußerungen in: »Die kommende Strafrechtsreform«, in: *JbsexZ* 20, 1920, 40–53, hier 48; *George Sylvester Viereck*, Hirschfeld: der Einstein des Geschlechts, in: *ders.*, Schlagschatten. Sechszwanzig Schicksalsfragen an Große dieser Zeit, Berlin/Zürich 1930, 127–150, hier 130.

101 Vgl. *Padova*, Schwerkraft, 265f.; siehe auch die Erinnerungen des vorgesehenen zweiten Redners *Hellmut von Gerlach*, Wie kam es doch? Persönliche Erinnerungen an den 9. November 1918, in: *General-Anzeiger (Dortmund)* Nr. 509, 9.11.1928.

102 *Magnus Hirschfeld*, Verstaatlichung des Gesundheitswesens, Berlin 1919, 15f.; vgl. *Herrn*, Traum, 177 u. 195 (Anm. 13).

103 Vgl. *Grossmann*, Magnus Hirschfeld, 201.

104 Vgl. *Helmut Donat*, Magnus Hirschfeld: Sexualreformer, Republikaner, Freidenker und ein »vergesener« Pazifist, in: *Thomas M. Ruprecht/Christian Jenssen* (Hg.), Äskulap oder Mars? Ärzte gegen den Krieg, Bremen 1991, 247–259, hier 253f.

Homosexualität, fertigzustellen.¹⁰⁵ Gleichzeitig arbeitete er am Abschluss seiner dreibändigen *Sexualpathologie*, die als ein auf dem neuesten endokrinologischen Stand basierendes »Lehrbuch für Ärzte und Studierende« die *Psychopathia sexualis* Krafft-Ebings ersetzen sollte.¹⁰⁶ Und kaum drei Monate nach seiner Gründung war das Institut für Sexualwissenschaft in der Lage, in seinen Räumlichkeiten parallel zum Start des Wintersemesters 1919/20 ein akademisches Lehrprogramm anbieten zu können, das die Konturen eines Studiengangs Sexualwissenschaft sichtbar werden ließ, wie er in einer mehr nach den hochschulreformpolitischen Vorstellungen der USDP ausgerichteten Republik vielleicht hätte entstehen können. Wie reell diese Perspektive noch im Herbst 1919 schien, unterstreicht das Personal, das Hirschfeld neben langjährigen WhK-Weggefährten wie Ernst Burchard, Karl Friedrich Jordan oder Johannes Werthauer hatte gewinnen können: Der Leiter des »Kurses der forensischen Sexuologie« Arthur Kronfeld, Institutsmitbegründer und der wissenschaftlich vielversprechendste Sexualmediziner seiner Generation, hatte zuvor eine führende Rolle im Freiburger Soldatenrat gespielt; eine Freud-Einführung übernahm der Psychoanalytiker Carl Müller-Braunschweig, die Vorlesung »Geschlechtsleben und Gesellschaft« der pazifistische Arzt und Soziologe Georg Friedrich Nicolai.¹⁰⁷

Gestaltungseuphorie, die sich aus den Erwartungen an die erste deutsche Demokratie speiste, bildete sich in der Aufbauarbeit des Instituts also ganz deutlich ab. Dass dessen klinische Infrastruktur jedoch ebenso mit dem zum Zeitpunkt seiner Gründung immer deutlicher gewordenen Ausmaß kriegsbedingter Sexualleiden zusammenhing, erscheint aus mehreren Gründen keineswegs unplausibel. Hirschfeld wird darin gleichermaßen die Notwendigkeit erkannt haben, diesen Verheerungen mit einem breiten Therapieangebot zu begegnen, als auch eine Möglichkeit, eine tragfähige ökonomische Basis für den Aufbau eines solchen Instituts zu schaffen. Für diese Interpretation sprechen zunächst verschiedene äußerliche Hinweise: Hierher gehören die konzeptionellen Ähnlichkeiten mit dem Berliner Psychoanalytischen Institut (BPI), das kurze Zeit später, im Februar 1920, eröffnet wurde. Zwischen beiden Einrichtungen gab es personelle Verbindungen und deutliche Ähnlichkeiten in Struktur und Ausrichtung.¹⁰⁸ Während die Gründung des BPI erklärtermaßen auch vor dem Hintergrund der im Krieg erprobten

105 James Steakley, Anders als die Andern. Ein Film und seine Geschichte. Mit einem Beitrag von Matthias M. Weber und Wolfgang Burgmair, Hamburg 2007.

106 Siehe dazu das Nachwort in: Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 3, 326f.; auch Herrn, Traum, 177.

107 Mit weiteren Details zum Lehrprogramm: »Aus der Bewegung«, *Jbsex* Z 9, 1919, 3–68, hier 56f.; *Institut für Sexualwissenschaft*, Das erste Jahr. 1. Juli 1919–30. Juni 1920, Berlin 1920, 16f.; zu Kronfeld vgl. Andreas Seeck, Art. »Arthur Kronfeld«, in: Sigusch/Grau (Hg.), *Personenlexikon*, 397–402.

108 Dazu zählten die (1) Struktur als Gemeinschaftspraxis; (2) das Selbstverständnis, das eigene Wirken in einer breiten Öffentlichkeit aufklärend zu kommunizieren; (3) die Durchführung von Lehrkursen für Ärzte und Medizinstudierende; (4) unentgeltliche Beratungen und Behandlungen der sozial Schwächsten und (5) das Ziel, an der Berliner Universität in Forschung und Lehre sowie als Fach Fuß zu fassen. Vgl. Ernst Simmel, Zur Geschichte und sozialen Bedeutung des Berliner Psychoanalytischen Instituts, in: ders., *Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt a.M. 1993, 132–138; Makari, *Revolution der Seele*, 435–439; Rainer Herrn, Wie die Traumdeutung durch die Türritze einer geschlossenen Anstalt sickert. Zum Umgang mit der Psychoanalyse an der Psychiatrischen und Nervenlinik der Charité, in: Hans-Walter Schmuhl/Volker Roelcke (Hg.), »Heroische Therapien«. Die deutsche Psychiatrie im internationalen Vergleich 1918–1945,

psychoanalytischen Therapie von »Kriegsneurotikern« erfolgt war,¹⁰⁹ wurde ein solch expliziter Bezug vom Hirschfeld-Institut zwar nicht nach außen getragen. Jedoch fällt, wie Rainer Herrn bemerkt, ins Auge, dass entgegen der noch bei der Gründung getätigten Erklärung, die Einrichtung verstehe sich »in erster Linie als Forschungsstätte« – und zwar in den Bereichen Sexualbiologie, -soziologie, -ethnologie und -pathologie – der Schwerpunkt in den ersten Jahren eindeutig klinischer Natur war.¹¹⁰

Die Villa Joachim hatte Hirschfeld dafür in ein weiträumiges Ambulatorium verwandelt, das für Patienten keine Assoziation mit einem Krankenhausbetrieb wecken sollte: »Typisch für alle Räumlichkeiten ist,« so beschrieb der Berliner Journalist Leo Heller unmittelbar nach der Eröffnung seine Eindrücke nach einem gemeinsam mit Hirschfeld absolvierten Rundgang,

»daß man sich in keiner Werkstätte eines Arztes glaubt. Das hat Magnus Hirschfeld mit besonderem Feinsinn für den Gemütszustand seiner Patienten vermieden: keiner von ihnen soll daran erinnert werden, daß er sich in der Behausung eines Arztes befindet. Er kann sich bei einem Freund oder bei sonst einem guten Menschen wähnen, nur an den ›Herrn Doktor mit der Nachtklingel‹ soll er nicht erinnert werden. Darum mutet auch der Vortragssaal wie ein Gesellschaftszimmer an. Darum steht auch in ihm ein Piano und auf dem Tisch eine kostbare Vase mit hellem Blumenschmuck. In den Ordinationsräumen ist es auch nicht anders. Instrumente, Medikamente sind sorgfältig verdeckt oder abgeschlossen, sichtbar nur Blumen in tröstenden, erquickenden Farben.«¹¹¹

»No cold walls, no linoleum on the floors, no uncomfortable chairs and no smell of disinfectants«, heißt es in einem Bericht von 1922 über den nun längst voll angelaufenen Betrieb:

»[C]arpets, pictures on the walls, and nowhere a plate saying ›No entrance.‹ And it is full of life everywhere, with patients, doctors and other people who work here. There are also very quiet rooms. Dr Hirschfeld led me into a very beautiful and spacious one with three large windows towards the Tiergarten. It is furnished in Biedermeier style: a long sofa, tables, chairs – all very comfortable.«¹¹²

Wollte das Institut somit aus psychologischen Erwägungen jeden gewöhnlichen »Klinikgeruch« abstellen, war es strukturell mit heutigen privat geführten »Gesundheitszentren« durchaus vergleichbar: Die meisten von Hirschfelds medizinischen Mitarbeitern zahlten Miete und führten damit faktisch selbstständige Praxen, bekamen Patienten jedoch durch ein Zuteilungsverfahren zugewiesen, das sich Hirschfeld als Institutschef

Göttingen 2013, 69–99, hier 81–84; *Veronika Fuechtner*, Berlin Psychoanalytic. Psychoanalysis and Culture in Weimar Republic Germany and Beyond, Berkeley u.a. 2011, 12f.

109 Vgl. *Herrn*, Traumdeutung, 81. Zur Rolle der »Kriegsneurosen« im Umfeld des BPI siehe *Fuechtner*, Berlin Psychoanalytic, 19–21; *Pretzel*, Berlin, 25.

110 Vgl. *Herrn*, Schnittmuster, 112; *Karl Birnbaum*, Das Institut für Sexualwissenschaft in Berlin, in: ZfS 6, 1919/20, 172–174, Zitat 172; »Institut für Sexualwissenschaft«, in: Vossische Zeitung, Nr. 285, 7.6.1919.

111 *Leo Heller*, Im Institut für Sexualwissenschaften, in: Neues Wiener Journal, 26.7.1919.

112 Zit. nach *Wolff*, Hirschfeld, 177.

vorbehalten hatte.¹¹³ Insgesamt wurde damit ein breites sexualtherapeutisches Spektrum abgedeckt: Neben Hirschfelds eigener Praxis gab es Abteilungen, die auf Strahlen- und Elektrotherapie (August Bessunger), Frauenheilkunde (Kurt Friedländer) und Physiologie/Sexualbiologie (Hans Friedenthal) spezialisiert waren, sowie zwei weitere fest verankerte klinische Stationen. Zum einen war dies die von dem neurologisch ausgebildeten Psychotherapeuten Kronfeld geführte »Abteilung für seelische Sexualleiden«, zum anderen die »Abteilung für körperliche Sexualleiden«, deren Leitungspersonal in der frühen Nachkriegszeit fluktuierte. Sie lag zuerst in den Händen eines Arztes für Haut- und Geschlechtskrankheiten (Friedrich Wertheim 1919/20), der zugleich eng mit der Abteilung für Strahlen- und Elektrotherapie zusammenarbeitete, wurde dann von einem Chirurgen übernommen (Eugen Littaur 1920/21) und ging schließlich auf den Endokrinologen Bernhard Schapiro über, der ihr von 1922 bis zur Zerstörung des Instituts 1933 vorstand.¹¹⁴

Geschlechtskrankheiten, Potenzstörungen, sexuelles Suchtverhalten

Eine detaillierte Rekonstruktion der klinischen Tätigkeit des Instituts für Sexualwissenschaft ist aufgrund des Verlusts sämtlicher Patientenakten nicht mehr möglich.¹¹⁵ Als gesichert gilt jedoch seit langem, dass in der frühen Nachkriegszeit die Behandlung der durch den Krieg gestiegenen Geschlechtskrankheiten einen Schwerpunkt bildete. Allein im ersten Berichtsjahr soll sich die Zahl der Behandlungen venerisch Erkrankter auf über 700 Männer und Frauen beziffert haben.¹¹⁶ Daneben gibt es eine Reihe von Hinweisen darauf, dass es unter den kriegsbedingt gestiegenen Erkrankungen organische und funktionelle Sexualstörungen waren, die am Institut therapiert wurden.

Hirschfeld entwickelte schon kurz nach der Institutseröffnung gemeinsam mit einem seiner Mitarbeiter ein neues Tableau zur Systematisierung von Potenzleiden, das auf klinischen Beobachtungen bei Kriegsversehrten basierte. Anders als die bis dahin in der Sexualmedizin etablierte Auffächerung in organische und funktionelle Störungen sah die Überarbeitung eine nach den Stationen der »sexuellen Nervenbahnen« gegliederte Einteilung vor.¹¹⁷ Über ein solches Ordnungsprinzip hatte Hirschfeld schon während des Krieges nachgedacht: »Ähnlich wie die Hirnschüsse haben auch die Hodenschüsse«, so Hirschfeld 1917, »durch Ausfallerscheinungen, die sich ihnen anschließen,

113 Vgl. *Herrn*, Schnittmuster, 112f. Das Zuteilungsverfahren nach dem »Schlegtendal-Bericht«, zit. in *Ralf Dose*, Das verschmähte Erbe. Magnus Hirschfelds Vermächtnis an die Berliner Universität, Berlin 2015, 17.

114 Vgl. *Rainer Herrn*, Distanzierte Verhältnisse. Die Sexualwissenschaft und die Berliner Universität 1850–1930, in: Johanna Bleker/Marion Hulverscheidt/Petra Lennig (Hg.), Visiten. Berliner Impulse zur Entwicklung der modernen Medizin, Berlin 2012, 159–178, hier 171; *ders.*, Traum, 178–189; *Sifgusch*, Geschichte, 354–363, »Institut für Sexualwissenschaft«, in: Sexualreform 10, 1921, 75; *Wolff*, Hirschfeld, 181; »Schlegtendal-Bericht«, abgedr. in: *Dose*, Erbe, 15–22.

115 Die Patientenakten konnten von Mitarbeitern vor der Zerstörung des Instituts 1933 gerettet werden, doch verliert sich ihre Spur nach Hirschfelds Tod im Exil 1935. Vgl. *Dose/Herrn*, Verloren, 44. Zur klinischen Arbeit des Instituts siehe auch *Seidel*, Sexologie, 63–66.

116 Vgl. *Dose*, Origins, 55f.; *Herzer*, Magnus Hirschfeld, 202.

117 Vgl. dazu das Kapitel Impotenz in *Hirschfeld*, Sexualpathologie, Bd. 3, 142–219.

in oft überraschender Weise die Zusammenhänge bestätigt, die zwischen den oberen und den unteren Zentralorganen einerseits und dem übrigen Körper andererseits bestehen«. ¹¹⁸ Für den Relaunch soll am Ende der Fall eines Kriegsversehrten ausschlaggebend gewesen sein, bei dem infolge eines Gewehrdurchschusses des Rückenmarks sämtliche Sexualfunktionen mit Ausnahme der Erektionsfähigkeit irreversibel verloren gegangen waren. Dies, so berichtet es der Berliner Sexualmediziner Paul Fürbringer, habe Hirschfeld als letzten Mosaikstein für eine »relative Unabhängigkeit der verschiedenen Sexualbahnen« gewertet. ¹¹⁹ Diese Angaben erscheinen plausibel, denn Hirschfelds Neuentwurf orientierte sich genau daran: Das Tableau folgte dem Verlauf der »Sexualbahnen« zwischen Rückenmark und Gehirn sowie lokalisierbaren Schädigungen in der Urogenitalzone. ¹²⁰

Soweit bekannt, wurden funktionelle Sexualstörungen am Institut für Sexualwissenschaft im Wesentlichen drei verschiedenen Therapieformen zugeführt. Hirschfeld selbst scheint ebenso wie seine Mitarbeiter Eugen Littaur und der spätere Institutsarzt Ludwig Levy-Lenz vorrangig mit endokrinologischen Behandlungen gearbeitet zu haben, so insbesondere mit einer weiteren Neuerung Steinachs, einer »Verjüngungs-Methode (»Steinach-Operation«). ¹²¹ August Bessunger dagegen wandte in der radiologischen Abteilung sowohl »bei Störungen der Sexualfunktion« als auch bei solchen »der Triebrichtung« (!) strahlentherapeutische Methoden experimentell an. ¹²² Patienten von Arthur Kronfeld wiederum wurden sowohl medikamentös als auch psychotherapeutisch behandelt. ¹²³

Wenngleich sich diese Angaben auch nicht weiter in ihrer zahlenmäßigen Dimension oder im Hinblick auf ihre Verteilung in den einzelnen Abteilungen aufschlüsseln lassen, so ist doch bekannt, dass eine bestimmte sexuelle Funktionsstörung an erster Stelle rangierte: die Behandlung der Ejaculatio praecox. Es sei, schrieb Hirschfeld 1920,

118 Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 1, 17.

119 Paul Fürbringer, Rezension von Lionello Delisi, Über den Ausfall der Ejakulation aus nervösen Ursachen, in: *ZfS* 13, 1926/27, 260–261, hier 261.

120 Vgl. Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 3, 144. Zur Genese dieses Modells siehe *ders.*, *Naturgesetze*, 157–164; zur zeitgenössischen Kritik auch Marcuse, *Neuropathia sexualis*, 865.

121 Siehe Eugen Littaur, Erfahrungen mit der Steinachschen Operation bei der Behandlung der Impotenz, in: Arthur Weil (Hg.), *Sexualreform und Sexualwissenschaft. Vorträge gehalten auf der I. Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage in Berlin, Stuttgart 1922*, 48–49; Ludwig Levy-Lenz, Von der Impotenz, in: Margarete Kaiser (Hg.), *Die Liebeslehre. Eine Schule für Eheleute*, Berlin o.J. [1928], 221–228, hier 226. Vgl. auch Haubenreißer, *Sexualoperationen*, 35; Max Marcuse, I. Internationaler Kongreß für Sexualreform 15.–20.IX.1921 in Berlin, in: *DmW* 47, 1921, 1247–1248, hier 1248; Sigusch, *Geschichte*, 360.

122 Siehe »Vorlesungen und Kurse des Instituts im 4. Quartal 1920«, in: *Sexualreform* 10, 1920, 23. Die strahlentherapeutische Methode war bei Potenzleiden keineswegs ungewöhnlich, sondern galt als innovativ. Siehe dazu den Tagungsbericht zur 88. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Innsbruck 1924 in: *WmW* 75, 1925, Sp. 50–53, hier Sp. 52.

123 Siehe Arthur Kronfeld, Zur Behandlung funktioneller Triebstörungen, in: *Sexualreform* 10, 1920, 19–20; *ders.*, Zur medikamentösen Therapie sexueller Funktionsstörungen, in: *DmW* 48, 1922, 970–972; *ders.*, Ueber die medikamentöse Behandlung der Ejaculatio praecox, in: *Allgemeine Medizinische Central-Zeitung* 91/17, 1922, 99.

dieses Krankheitsbild, das sich »durch die für das Geschlechtsleben so ungünstigen Verhältnisse des Krieges in ganz enormer Weise vermehrt« habe.¹²⁴ Es vergehe »kaum eine Woche, in der nicht Patienten zu uns kommen, die behaupten, daß dieses Leiden erst nach dem Kriege bei ihnen aufgetreten sei«.¹²⁵ Wohl auch vor dem Hintergrund der in der Nachkriegszeit in zahlreiche Paarbeziehungen eingebrochenen Krisen – dies betraf nicht zuletzt, wie man aus der institutseigenen Eheberatungsstelle zu berichten wusste, das Problem der »Kriegsehe-Krisen«¹²⁶ – maß man der Behandlung von Männern mit diesem Krankheitsbild eine besondere Bedeutung bei. Hirschfelds Einrichtung entwickelte sich auf diesem Feld zur ersten Adresse. Es behielt diesen Status auch noch in den zwanziger Jahren. Zusammen mit Schapiro brachte Hirschfeld später ein spezielles Mittel zur medikamentösen Behandlung der Ejaculatio praecox auf den Markt: das von einer Hamburger Chemiefirma hergestellte Präparat »Präjaculin«.¹²⁷

Potenzleiden waren jedoch nur eines der Krankheitsbilder, die in Institutspublikationen in einen Kontext mit dem Krieg gestellt wurden. Hirschfeld berichtete daneben vor allem über Formen sexuell-perversen Suchtverhaltens. Das beschäftigte ihn im Rahmen seiner klinischen und theoretischen Studien zum »Hypoerotismus« – diesen Neologismus erläuterte er erstmals 1920 im Abschlussband der *Sexualpathologie*¹²⁸ – und machte offenbar auch einen Großteil der Behandlungen in den Aufbaujahren des Instituts aus. Noch 1921 jedenfalls sprach Hirschfeld gegenüber einer Besuchergruppe von Wissenschaftlern davon, dass die therapeutischen Tätigkeiten wesentlich von Kriegserkrankungen bestimmt würden. Er ging dabei besonders auf den Problemkomplex suchtartiger Verhaltensauffälligkeiten ein: »Als Folge des Krieges im Zusammenhang mit der stark zunehmenden Neurasthenie«, so gab ein Teilnehmer Hirschfelds Ausführungen wieder,

»stieg besonders im letzten Jahre die Zahl der Fälle von Störungen des Sexualstoffwechsels. Die verschiedenen Arten der Impotenz und ihres Gegenstückes, des Hypererotismus in Form körperlicher Erscheinungen, wie Priapismus, Pollutionen usw. und der seelischen Erscheinungen (Sadismus, Satyriasis und Nymphomanie) kamen zur Behandlung.«¹²⁹

124 Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 3, 229.

125 Ebd.; Robinson, *Institute of Sexual Science*, 394.

126 GK III, 128. Zur Beratung im Zusammenhang mit »Kriegsehen« ebd., 128f. u. 142ff.; zur Rolle der Ejaculatio praecox dabei ebd., 143.

127 Siehe Magnus Hirschfeld/Bernhard Schapiro, Ueber die Spezifität der männlichen Sexualhormone, in: DmW 53, 1927, 1344–1346; vgl. dazu auch Stoff, *Ewige Jugend*, 142. Augenscheinlich übertraf noch weit in die zwanziger Jahre hinein die Frequentierung von Patienten mit dieser Diagnose um ein Vielfaches diejenige in allgemeinen Kliniken. 1927 berichteten Hirschfeld und Schapiro von »etwa 500« Impotenzpatienten »in den letzten Jahren«. Innerhalb von drei Jahren hätten sie an 95 Patienten das Präparat »Präjaculin« testen können. Dies., Spezifität, 1345f. Siehe zum Vergleich die Zahlen an einem städtischen Krankenhaus bei Grage, Zur Frage der Ätiologie der Ejaculatio praecox, in: ZfS 13, 1926/27, 185–186.

128 Siehe Hirschfeld, *Sexualpathologie*, Bd. 3, Kap. 2.

129 Ferdinand von Reitzenstein, I. Internationale Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage vom 15.–20. September 1921 in Berlin, in: *Sexualreform* 11, 1922, 18–30, 81–95 u. 97–101, hier 83.

Das Auftreten gewaltsamer Varianten von »Hypoerotismus« sah Hirschfeld auch in einem näheren Zusammenhang mit der politischen Kultur der Nachkriegszeit. So sei nicht nur eine »Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen nach dem Kriege« zu konstatieren, die auf einen »Verbrauch gesunder Nervenkraft« in den Kriegsjahren zurückzuführen sei und eine »Verrohung und Abstumpfung« zur Folge gehabt habe.¹³⁰ Vielmehr müsse ebenso ein Phänomen wie die »Fememorde« als eines der »vielen traurigen Folgeerscheinungen des Krieges« angesprochen werden.¹³¹ 1924 auf den Fall des Serienmörders Fritz Haarmann angesprochen, meinte Hirschfeld denn auch, es sei mit Sicherheit nicht ein Zufall zu nennen, wenn

»der Beginn von Haarmanns Mordtaten gerade in das Jahr 1919 fällt, also in eine Zeit, als die Folgen des blutigen Krieges sich auszuwirken begannen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß im Fall Haarmann, wie in vielen gleichen Fällen, nicht doch das Kriegsmorden die schlimmsten Instinkte im Menschen zum hemmungslosen Sichausleben verholfen hat. Moralisch reinigend, wie es viele erhofften, hat der Krieg jedenfalls nicht gewirkt.«¹³²

Doch obwohl Hirschfeld damit zugleich auf seine schon zu Kriegsbeginn formulierte Zurückweisung der »Stahlbad«-These zurückkam, wurde er bei der Benennung dieser »vielen gleichen Fälle[, die er im Unterschied zum Fall Haarmann nicht ferndiagnostisch, sondern unmittelbar in seiner klinischen Tätigkeit erlebt hatte, nicht sehr viel konkreter. Patientengeschichten teilte er zu diesem Problemkomplex nicht mit. Und dasselbe gilt auch für detailliertere Einblicke in seine gutachterlichen Nachkriegstätigkeiten. Über vereinzelte Hinweise hinaus, dass er in den ersten Nachkriegsjahren mit dem Verweis auf die Rolle von Kriegspychosen auf eine Verringerung des Strafmaßes bei Gewaltdelikten eingewirkt zu haben scheint¹³³ und er offenbar vielfach auch Fälle von weiblicher Prostitution als eine mit dem Krieg zusammenhängende Folge von »Hypererotismus« interpretierte,¹³⁴ lässt sich daher kaum Näheres über solche Patienten rekonstruieren, die von ihm und seinen Mitarbeitern als Betroffene solchen Suchtverhaltens begriffen wurden, das sich aus den Ereignissen der Kriegszeit erkläre.

Ein Grund für das Fehlen diesbezüglicher Publikationen könnte allerdings die heute als sicher anzusehende Effektivlosigkeit der meisten der in der entscheidenden Zeit – um 1920 – am Institut für Sexualwissenschaft zur Anwendung gekommenen Behandlungsformen gewesen sein. Diese Misserfolge hingen keineswegs allein mit Hirschfelds mitunter äußerst fragwürdiger Diagnostik (wie im Fall der Prostitution) zusammen oder der in anderen Zusammenhängen nicht minder verstörenden Indikationsstellung – Beispiele bieten Hirschfelds Überweisungen zur Hodentransplantation in »Fällen« von

130 GK I, 322.

131 GK II, 633; ähnlich *Helene Stöcker*, Über dem Handgemenge, in: DnG 16, 1920, 1–4, hier 2.

132 »Der Fall von Hannover«, in: Vorwärts, Nr. 382, 15.8.1924.

133 Siehe etwa das für Strafmilderung plädierende Gutachten für einen Kriegsheimkehrer, der zum Mörder eines Verwandten geworden war und unter »schwerer psychopathologischer« Einschränkung litt, »verstärkt durch Kriegspychose und die suggestive Einwirkung der Spartakusunruhen, in deren von Mord und Raub erfüllte Zeit gerade das Verbrechen fiel.« *Hirschfeld*, Kriminalität, 47.

134 Vgl. *Victoria Harris*, Selling Sex in the Reich. Prostitutes in German Society, 1914–1945, Oxford 2010, 40.

Bisexualität und Homosexualität.¹³⁵ Vielmehr sollten die von den Institutsmitarbeitern in den Aufbaujahren favorisierten endokrinologischen Behandlungen, die im Wesentlichen von Steinachs Versuchen inspiriert waren, einige Jahre später als ineffizient erkannt werden: Spätestens um 1926 galt es als praktisch widerlegt, dass »durch Hodentransplantationen eine Änderung der Triebrichtung erzielt« werden könne.¹³⁶ Und auch bei der zweiten auf Steinach zurückgehenden Methode, der Samenleiterunterbrechung zu Revitalisierungszwecken bei Impotenzleiden und Alterungserscheinungen, sah es um diese Zeit bereits nicht anders aus: Der Chefchirurg des Berliner Rudolf-Virchow-Krankenhauses Richard Mühsam, der auf allen diesen Feldern eng mit dem Institut für Sexualwissenschaft kooperiert hatte, erklärte 1926 über Samenleiteroperationen, es sei in der Langzeitbeobachtung eine »irgendwie bemerkenswerte Einwirkung [...] nicht festzustellen gewesen – weder in körperlicher, noch in geschlechtlicher Beziehung«.¹³⁷ In der Zwischenzeit hatte Mühsam jedoch auch eine Erklärung für die trügerisch günstigen Eindrücke um 1920: Es sei damals nicht die Steinach-Verjüngungsmethode den Patienten zur Hilfe gekommen, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit schlicht die Verbesserung der Ernährungssituation in Deutschland.¹³⁸

»Kontraselektion« und das »Glück der Liebe«

Die Welle männlicher Patienten mit Krankheitsbildern, die als kriegsbedingt eingestuft wurden, verebte am Institut für Sexualwissenschaft, so scheint erst, erst nach 1921.¹³⁹ Eine Ausnahme stellten körperlich Versehrte dar, darunter die »Kriegskastrierten«, von

135 Dem in sexualpolitischer Hinsicht allerdings wenig mit ihm verbundenen Chirurgen Richard Mühsam überwies er 1919 zwei Männer, die eine Änderung ihrer Triebrichtung gewünscht hatten. Bei dem einen habe es sich um einen bisexuellen 26jährigen gehandelt, der während des Krieges »durch das dauernde Beisammensein mit jungen Männern« schwer mit sich habe kämpfen müssen und der nun, »wenn auch der ihn erregende Einfluß des Beisammenseins mit vielen Männern nach dem Kriege fortgefallen« sei, eine Umlenkung seiner sexuellen Präferenzen auf Frauen wünsche. Bei dem zweiten »Kranken« habe es sich um einen, »schwächliche[n], schüchterne[n]« Offizier gehandelt, der an der Front wegen seiner Homosexualität »mancherlei Anfechtungen [...] durchgemacht [hatte], die ihn einmal bis zu einem Selbstmordversuch brachten.« Beide Männer wurden auf Hirschfelds Empfehlung hin von Mühsam doppelseitig kastriert, um die »Einpflanzung eines normalen Hodens« über sich ergehen zu lassen. Vgl. *Richard Mühsam*, Über die Beeinflussung des Geschlechtslebens durch freie Hodenüberpflanzung, in: *DmW* 46, 1920, 823–825, alle Zitate 824. Siehe dazu auch *Hirschfelds* Äußerung bei *Desiderius Papp*, Bei Magnus Hirschfeld, in: *Neues Wiener Journal*, 16.2.1923: »Wenn aber auch von einer radikalen Heilung [von Homosexualität] nicht gesprochen werden kann, lassen sich dennoch auf dem Wege psychischer Beeinflussung oder Drüsenüberpflanzung gute Resultate erzielen.«

136 Vgl. *Andreas Seeck*, Verjüngungsoperationen« nach Steinach. Hinweise auf ein verändertes Verhältnis von Sexualität, Fortpflanzung und Leistungsfähigkeit, in: *MittMHG* Nr. 29/30, 1999, 5–21, hier 15.

137 *Richard Mühsam*, [Stellungnahme], in: *Fritz Löwe*, Verjüngung und Lebensverlängerung. Unterredungen mit medizinischen Kapazitäten, in: *Neue Freie Presse*, 23.5.1926.

138 Vgl. ebd.

139 Siehe an Hinweisen, dass bestimmte Leiden aus der Kriegszeit herrührten, etwa *Littaur*, Erfahrungen 49; *Kronfeld*, *Therapie*, 972. Nach 1920 werden solche Beispiele merklich seltener. Das zeigen v.a. die oben zitierten Arbeiten Kronfelds, aber auch Publikationen der späteren Institutsärzte zur

denen man in den Institutspublikationen der zwanziger Jahre noch gelegentlich, insgesamt aber erstaunlich wenig liest.¹⁴⁰ Interessant ist auch, dass man die im engeren Sinne klinische Behandlung von Kriegsfolgen als ein Problem betrachtet zu haben scheint, von dem praktisch allein Männer betroffen gewesen seien. Hirschfeld betonte zwar an einer Stelle, dass für den Anstieg sexueller Störungen nicht allein das Fronterlebnis als ein Indikator gelten dürfe, sondern Männer wie Frauen im Krieg unter einer nervlichen »Zerrüttung« gelitten hätten, die geschlechterübergreifend »widerstandsunfähiger und willensschwächer, hemmungs- und direktionsloser« gemacht habe.¹⁴¹ Jedoch finden sich in Institutspublikationen kaum Hinweise auf Krankheitsbilder bei Frauen, die unmittelbar in eine Verbindung mit dem Weltkrieg gebracht worden wären.¹⁴²

So umrisshaft sich Hirschfelds frühe Bestandsaufnahmen über sexuelle Kriegsfolgeerscheinungen insgesamt auch ausnehmen, so markant unterschieden sie sich doch in einigen zentralen Fragen vom *mainstream* der sexualwissenschaftlichen Nachkriegsdiskussion, wenngleich es auch zahlreiche Übereinstimmungen gab. Letzteres betraf erstens und vor allem die sozialdarwinistische und eugenische Deutung des Weltkriegs. Nicht nur sei dieser Krieg, schrieb er 1926 in einer erstaunlichen Kontinuität zu seinen Ausführungen in *Warum hassen uns die Völker?* von 1914, »zu einem Gradmesser der Gesundheit der Völker geworden«.¹⁴³ Der Weltkrieg, so heißt es in Hirschfelds Schriften nach 1918 in verschiedenen Varianten immer wieder, habe vielmehr auch »deutlich erkennen lassen, in wie hohem Maße der allgemeine Kräftezustand einer Bevölkerung durch Kriege herabgesetzt wird«.¹⁴⁴ Auch für ihn bestand das bevölkerungspolitische Kernproblem nicht allein und auch nicht vorrangig in den rein »quantitativen« Verlusten, sondern in einer als »qualitativ« perzipierten, »kontraselektorische[n] Wirkung des Krieges«. Während es immer die »Blüten der Nationen« seien, so Hirschfeld, die in kriegerischen Auseinandersetzungen zum Einsatz kämen und massenhaft stürben, würde »für die körperseelischen Minusvarianten die Aussicht und Gelegenheit zum Geschlechtsverkehr und zur Fortpflanzung zunehmen«.¹⁴⁵ In einer so verstandenen »Kontraselektion« des Krieges sah Hirschfeld wie viele andere Ärzte auch eine der wesentlichen Ursachen für die deutsche Niederlage von 1918. Er dachte hier in sozialen, geistigen und »erbgeseelischen« »Höher«- und »Minderwertigkeits«-Kategorien von

Ätiologie der Ejaculatio praecox. Siehe GK II, 234ff.; *Hirschfeld/Schapiro*, Spezifität, 1345; *Levy-Lenz*, Impotenz, 224.

140 Siehe von *Hirschfeld* selbst *ders.*, Kriminalität, 77f. Die einschlägige Publikation allerdings blieb in Kooperation mit dem Institut entstandene Studie von *Scherks*, Psychologie; vgl. auch *Institut für Sexualwissenschaft/Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung*, Unsere Arbeit. Zweiter Bericht, Berlin 1924, 33. Zudem beteiligte sich Kronfeld an dem 1926 vorgestellten Abschlussbericht der von der ÄGeSe initiierten »Sammelforschung über das psychische und soziale Verhalten der Eunuchoiden«. Vgl. *Llorca/Pretzel*, Aus den Sitzungsberichten, 81.

141 GK I, 322.

142 Besonders deutlich wird diese Leerstelle bei einer Durchsicht der Publikationen des gynäkologischen Institutsarztes *Kurt Friedländer*. Siehe v.a. *ders.*, Die Impotenz des Weibes, Leipzig 1921.

143 *Magnus Hirschfeld*, Schuldig geboren, in: *Ludwig Levy-Lenz* (Hg.), Sexual-Katastrophen. Bilder aus dem modernen Geschlechts- und Eheleben, Leipzig 1926, 1–105, hier 41.

144 GK III, 69; siehe auch *Hirschfeld*, Verstaatlichung, 16.

145 GK III, 69.

Menschengruppen, was sich durch die Gefallenenzahlen im Laufe des Krieges auch in der Bereitschaft zum Kriegsdienst niedergeschlagen hätte:

»Schwache und Kranke werden ausgesondert, Verbrecher werden zurückgelassen, Anfällige zurückgeschickt, unsozial Gesinnte entziehen sich dem Felddienst; die gesunden [sic!] und wertvollsten Elemente aber unterliegen am stärksten der Austilgung. Schon am Laufe des Weltkrieges war als Folge der furchtbaren Gegenauslese die Abnahme der Rassetüchtigkeit des Heeres nur zu deutlich.«¹⁴⁶

Derartiges konnte man nach 1918 beinahe Wort für Wort sowohl bei pazifistischen Ärzten wie Georg Friedrich Nicolai als auch bei dezidierten »Rassenhygienikern« vom Schlage eines Fritz Lenz nachlesen,¹⁴⁷ den Hirschfeld in diesen Zusammenhängen denn auch nicht nur deshalb zustimmend zitierte, weil es ihm bemerkenswert schien, welche Schlussfolgerungen sich hieraus für eine weltpolitische neue Friedensordnung ergäben, sondern weil es seine Überzeugung war, dass die eugenischen Auswirkungen für kommende Generationen nicht überschätzt werden könnten: Es würde »vieler Jahrhunderte« bedürfen, die Kriegsverluste wieder auszugleichen.¹⁴⁸ In dieser Hinsicht dachte Hirschfeld wie das Gros der Mediziner in Deutschland – es handelte sich um die unter Ärzten wahrscheinlich überhaupt am meisten verbreitete Version der »Dolchstoßlegende«.¹⁴⁹

Zweitens stimmte Hirschfeld auf einem weiteren Feld mit alarmierenden Bestandsaufnahmen anderer Sexualforscher prinzipiell überein, und zwar in der Frage der Zunahme von sexuellen Delikten. Abweichend von psychoanalytisch inspirierten Deutungen, hatte er hier zwar die Vermutung, »daß der Krieg die Hemmungen viel stärker als die Triebe nachhaltig beeinflusst«, setzte aber hinzu, dass dies »im Ergebnis allerdings das gleiche ist«:

»Daher die Vermehrung aller unsozialen Handlungen nach Kriegen; daher aber auch die Zunahme aller geschlechtlichen Akte. Sie wirkt sich auf der einen Seite in einer raschen Ausfüllung der durch den Krieg gerissenen Menschenlücken, auf der anderen Seite in einer Steigerung geschlechtlicher Vergehen und Verbrechen aller Art aus.«¹⁵⁰

Anderen oftmals beschworenen Bedrohungsbildern redete er dagegen nicht das Wort. Manchen Diagnosen vermochte er deshalb nicht zu folgen, weil er entweder keinen kausalen Zusammenhang mit dem Kriegsgeschehen erkennen konnte, anderes hielt er für imaginierte Szenarien. Im Gegensatz zu vielen anderen Fachvertretern sah Hirschfeld etwa in der »Tanzwut« keine prinzipiell bedenkliche Erscheinung, sondern gerade

146 Ebd., 71.

147 Zur Dominanz der Deutung von einer »kontraselektorisches« Wirkung des Weltkrieges in Medizin und Eugenikbewegung siehe u.a. *Stephanie Neuner*, Medizin und Militär in der Moderne. Deutschland 1914–1918, in: Melissa Lerner u.a. (Hg.), *Krieg und Medizin*, Göttingen 2009, 31–43, hier 42; *Stefan Kühl*, Die Internationale der Rassisten, Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York 1997, 40–48; zu Nicolai *Eckart*, *Medizin und Krieg*, 56.

148 GK III, 69.

149 Vgl. dazu *Prüll*, Fortsetzung, 128–131.

150 GK I, 322.

umgekehrt »einen Ausdruck verstärkter Lebensbejahung im Gegensatz zu dem überstandenen Krieg und Tod [...]«. ¹⁵¹ Vor allen Dingen aber trat er dem viel beschworenen Schreckgespenst einer ›Homosexualisierung‹ der Kriegsteilnehmer entgegen. Weder die Front noch die Kriegsgefangenenlager, so hob Hirschfeld mehrfach hervor, hätten heterosexuelle Männer in homosexuelle Männer verwandelt. Für eine solche Wiederbelebung von Thesen der Entstehung von Homosexualität durch »Verführung« ¹⁵² forderte er vielmehr empirische Belege ein. Der allenthalben als schlagender Beweis genannte Anstieg homosexueller Lokale nach dem Krieg sei eben nicht auf eine Vermehrung homosexueller Männer durch den Krieg zurückzuführen, sondern schlicht der sichtbarste Ausdruck größerer politischer und sexueller Freiheiten nach 1918. ¹⁵³ In Kriegsgefangenenlagern wiederum habe er schon während des Weltkrieges

»viele Erhebungen angestellt und auch viele Berichte erhalten, aus denen immer wieder klar hervorgeht, dass es in allen Gefangenenlagern, gleichviel ob deutschen oder ausländischen, bei Personen, die während mehrerer Jahre des normalgeschlechtlichen Verkehrs entbehren mussten, gelegentlich zu homosexuellen Surrogathandlungen kam. [...] Von 100 Personen aber, die nun in dieser Weise erotische Beziehungen anknüpfen oder Verkehr pflegen, kehren 95 Prozent wieder zu dem ihrer Naturanlage entsprechenden zurück, sobald sich dazu die lang entbehrte Gelegenheit bietet. Nur ein ganz kleiner Teil *bleibt homosexuell, nämlich diejenigen, die es auch schon vorher waren.*« ¹⁵⁴

Selbiges gelte für akzidentiellen homosexuellen Verkehr »als Notbehelf etwa im Schützengraben«. ¹⁵⁵ Und denjenigen, die von einer Herabsetzung der Kampfstärke der Armee durch die Präsenz homosexueller Soldaten gesprochen hatten, hielt er entgegen:

-
- 151 GK II, 207. Hirschfeld vermutete vielmehr im »Nichttänzer« den Sonderfall: »Meist zeigt sein Liebesleben Abweichungen von der Norm«. Ebd., 215.
- 152 Spätestens seit der definitorischen Abtrennung der »Pseudohomosexualität« von der »Homosexualität« galt Hirschfeld die »Verführungsthese« als überholt. Diese Trennung vollzogen neben ihm kurz nach der Jahrhundertwende auch weitere Forscher wie etwa Iwan Bloch oder Paul Näcke. Vgl. Weber, Trieb, 264.
- 153 Vgl. Hirschfeld, Einst, 43. Genauso seien homosexuelle Kontaktbörsen »an gewisse[n] Stellen im Berliner Tiergarten«, schrieb er später, nicht »Nachkriegerscheinungen«. Hirschfeld, Weltreise, 75.
- 154 Hirschfeld, Kriminalität, 56 (Hervorh. i. Orig.); vgl. auch GK I, 79; Crouthamel, Soldiers, 73; Eder, Homosexualitäten, 37. Die Erhebungen dürfte Hirschfeld im Rahmen seiner Tätigkeit als Arzt des Roten Kreuzes in Ruhleben sowie im Sommer 1918 während einer Reise in die Schweiz als Unterhändler in Kriegsgefangenenfragen durchgeführt haben (vgl. dazu Wolff, Hirschfeld, 166). Diese Zurückweisung der »Homosexualisierungs«-These hielt ihn allerdings nicht davon ab, therapeutisch tätig zu werden.
- 155 So sein Mitarbeiter Richard Linsert auf der Grundlage der Selbstäußerungen von Soldaten sowie unter Verweis auf Hirschfelds Erfahrungen: Es sei während des Krieges zum einen »der üble Bordell-Betrieb der Etappe« gewesen, der für viele »mehr oder weniger bewußt Anlaß [gab], eine kameradschaftliche Bindung an einen bestimmten Waffengefährten bis zum sexuellen Kurzschluß zu steigern.« Zum anderen müsse man das »Fronterlebnis« als »nichts anderes als das Produkt vergangener erotischer Spannungen in ihrer sublimiertesten Form« einordnen. »Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Rückkehr zum anderen Geschlecht automatisch wieder zu den normalen Geschlechtsbeziehungen führte.« Ders., Inversion, 382.

»Man prüfe, ob die Nichtverfolgung der Homosexualität in Frankreich, Belgien, Italien, in Japan, in der Türkei usw. sich in den Heeren dieser Länder merkbar ausgewirkt hat.«¹⁵⁶

Daneben aber fällt ebenso ins Auge, wie sehr sich Hirschfeld in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit allzu plakativ-alarmistischen Wortmeldungen über die Kriegsfolgen zurückhielt. Es gibt aus dieser Phase keinen einzigen Aufsatz oder Vortrag von ihm, in dem er diese explizit behandelt oder sie auch nur annähernd ins Zentrum seiner Ausführungen gerückt hätte. Das Gegenteil ist der Fall: Nähere Angaben über klinische Tätigkeiten, die am Institut für Sexualwissenschaft in einen Zusammenhang mit dem Krieg gebracht wurden, lassen sich heute vielfach nur noch mosaikartig zusammenfügen. Sie bilden ein Puzzle zumeist punktueller, auf verschiedene Publikationen verteilter Hinweise. Hirschfelds öffentliche Äußerungen um 1920 zeigen zugleich das wiederkehrende Muster, sehr viel mehr die Aussicht auf Linderung sexueller Störungsbilder durch die therapeutischen Möglichkeiten der Sexualwissenschaft und die Friedenszeit in den Vordergrund zu rücken, als bei jeder Gelegenheit in Erinnerung zu rufen, auf welchen Feldern, in welchen Formen und in welchem Ausmaß der Krieg seine Spuren hinterlassen hatte. Interessanterweise war er schon in seiner Ansprache zur Institutseröffnung mit keinem Wort auf kriegsbedingte Sexualleiden eingegangen: »In den schwersten Stunden unseres deutschen Vaterlandes entstanden«, hatte er dort vielmehr gemeint, »soll dieses Institut auch zum Ausdruck bringen, dass es nur *aufbauende*, produktive, unermüdliche, unentwegte Arbeit sein kann, die uns aus dem großen Unglück dieser Tage herausbringen kann [...]«. ¹⁵⁷ Den programmatischen Charakter dieser Rhetorik unterstreicht eine nachgerade lyrische Bemerkung, mit der er 1920 den letzten Band seiner noch im Krieg begonnenen *Sexualpathologie* abschloss. Bei aller Destruktivität, meinte er hier, habe die Krieg- und Revolutionszeit »mit eindringlicher Deutlichkeit« doch auch Folgendes vorgeführt:

»Als der Weltorganismus wie nie zuvor sich in Fieberschauern bäumte und wand und das Leben sich selber zu verneinen schien, blieb unerschütterlich und unentwegt lebensbejahend die Liebe, als wollte sie zur Menschheit sagen: ›Vernichtet und zerfleischt euch nur in eurem blinden Wahn; so lange ich bin, ewig in Zeit und Raum, stirbt Glück und Lust nicht aus, auch nicht einmal bei denen ganz, die an der Liebe kranken.‹ Wer aber das Glück der Liebe mehrt, indem er ihre Leiden mindert, erhöht das Plus des Lebens und erfüllt so die vornehmste Aufgabe eines Arztes, Forschers und Menschenfreundes.«¹⁵⁸

Wie wichtig es ihm war, mit solchen sektoralen Sichtweisen auf den Krieg und den Frieden einem Optimismus für die Nachkriegszeit Ausdruck zu verleihen, machte Hirschfeld in seiner Eröffnungsansprache zum »I. Internationalen Kongress für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage« 1921 erneut deutlich, als er davon sprach, es

156 Hirschfeld, Schuldig geboren, 41f.

157 Magnus Hirschfeld, [Rede zur Eröffnung des Instituts für Sexualwissenschaft], in: JbsexZ 19, 1919, 53–58, hier 58 (Hervorheb. im Orig.).

158 Hirschfeld, Sexualpathologie, Bd. 3, 327.

sei »sicherlich kein Zufall, dass einer der ersten internationalen Kongresse nach dem furchtbaren Gemetzel des Weltkrieges der Sexualwissenschaft gilt«:

»Es gibt keine stärkeren Gegensätze als Krieg und Liebe. Sie stehen sich gegenüber wie Lebensverneinung und Lebensbejahung; auf der einen Seite Verunreinigung und Zerstörung, auf der anderen Vereinigung und Fruchtbarkeit in höchster Potenz.«¹⁵⁹

Dass solche dichotomen Bilder von Krieg und Frieden sich oftmals an der klinischen Wirklichkeit brachen, wird an anderen Stellen zwar ebenso deutlich – gegen sexuelle Störungen, heißt es 1920 in einer wohl nicht zufällig der militärischen Welt entlehnten Formulierung, stünde ein ganzes »Arsenal geistiger, physikalischer und chemischer Waffen« zur Verfügung, das geradezu »unerschöpflich« sei.¹⁶⁰ Aber kam Hirschfeld in der frühen Nachkriegszeit vor einem größeren Publikum beispielsweise auf den Eunuchoidismus zu sprechen, nannte er zwar die »hunderttausendfältigen Beobachtungen an Kastrierten«, über die man verfüge, benannte diese aber nicht als eine Folge des Krieges.¹⁶¹ Als die Öffentlichkeit 1919/20 über die endokrinologischen Experimente Steinachs erneut diskutierte, weil sie nun (auch noch) als bahnbrechende »Verjüngungs«-Therapien Furore machten,¹⁶² verfuhr er ähnlich: In einer populären Broschüre griff er Steinachs Forschungen bewusst in enthusiastischer Weise auf, sprach aber auch hier nicht an, wie sehr sich diese Emphase ganz unmittelbar auf die Kriegsverheerungen im Bereich männlicher Potenzstörungen¹⁶³ bezog. Es leuchte, schrieb er vielmehr, »aus dem genialen Forscherwerke Steinachs und seinen ärztlichen Anwendungen [...] etwas [hervor], was wir in diesen trüben Zeiten, in denen unser ganzes Land so tief gebeugt ist, dringend notwendig haben: Hoffnung, Verheißung!«¹⁶⁴ Zum Glück vermöge die deutsche Öffentlichkeit solchen Innovationen der Sexualwissenschaft ein »begeisterteres Interesse« abzurufen, »als ihr durch irgend eines jener trüben Gegenwartsergebnisse abgenötigt werden könnte, welches ihr, wie etwa der Friede von Versailles, vielmehr als Ausdruck greisenhafter Unfähigkeit und Rachsucht unserer Feinde erscheinen muss«.¹⁶⁵

Dies ist eine jener Stellen, an denen deutlich wird, was für Hirschfelds ostentativen Nachkriegsoptimismus eine keineswegs unwesentliche Hintergrundfolie darstellte: der verlorene Krieg und das Trauma von Versailles. Dass auch er bei allen Hoffnungen, die er in den Frieden setzte, sich ebenso wie das Gros der deutschen Gelehrten weiterhin im Krieg – im »Nachkrieg« – wähnte, liefert auch eine Erklärung dafür, weshalb selbst in den offiziellen Tätigkeitsberichten des Instituts nirgendwo explizit thematisiert wurde,

159 Magnus Hirschfeld, Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage, in: Artur Weil (Hg.), Sexualreform und Sexualwissenschaft. Vorträge, gehalten auf der I. Internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage, Stuttgart 1922, 1–7, hier 1.

160 Hirschfeld, Sexualpathologie, Bd. 3, 293.

161 Magnus Hirschfeld, Die intersexuelle Konstitution, in: JbsexZ 23, 1923, 3–27, hier 7; vgl. auch ebd., 15f.

162 Vgl. u.a. Seeck, »Verjüngungsoperationen«, 12ff.

163 Vgl. dazu auch Stoff, Ewige Jugend, 94.

164 Magnus Hirschfeld, Künstliche Verjüngung. Künstliche Geschlechtsumwandlung. Die Entdeckungen Prof. Steinachs und ihre Bedeutung volkstümlich dargestellt, Berlin o.J. [1920], 30.

165 Ebd., 4.

in welchem Maße die klinische Arbeit von der Therapie der Kriegsheimkehrer geprägt war, und warum sich Hinweise auf die Behandlung gerade der Impotenten und der Kastrierten des Weltkriegs nur diskret verstreut über verschiedene Institutspublikationen auffinden lassen. Als Patriot, der Hirschfeld bei allem Internationalismus ja dennoch war, scheint er »in diesen trüben Zeiten, in denen unser ganzes Land so tief gebeugt ist«, bewusst darauf verzichtet zu haben, diese Tätigkeiten des Instituts plakativ herauszustellen.¹⁶⁶

Dies war auch beileibe nicht der einzige in der Sexualforschung verhandelte Kriegsfolgekomplex, dessen Tabuisierung vor einer breiteren Öffentlichkeit sich aus Patriotismus speiste. Darauf verweist die innerfachliche Isolierung einer bemerkenswerten Debatte, die zwischen 1919 und 1924 im sexualreformerischen Flügel der Frauenbewegung geführt wurde. Ihr Gegenstand war die alliierte Besatzungspolitik im Westen der Republik,¹⁶⁷ die sich – am deutlichsten während der französisch-belgischen Besetzung des Ruhrgebiets 1923 – in vieler Hinsicht als »ein charakteristisch umgeformtes Echo dessen, was Frankreich und Belgien unter der deutschen Kriegsbesatzung von 1914 bis 1918 erlebt hatten«,¹⁶⁸ fassen lässt. In gewisser Weise brachte die frühe Nachkriegszeit auf diese Weise auch die »Etappe« von Gent und Brüssel nun auf deutschen Boden, ein Vergleich, der wie auch alles andere, was der eigenen Besatzungspolitik einen Spiegel vorhielt, in der deutschen Kommentierung so gut wie nie gezogen wurde – selbst vonseiten der politischen Linken.¹⁶⁹ In der BfMS-Publizistik dagegen war dieser Vergleich omnipräsent. Bereits 1919 hatte Helene Stöcker ihrer Verachtung darüber Luft gemacht, »daß wir jetzt einseitig mit Klagen und Vorwürfen über die Härte der Gegner kommen, nachdem [...] die Härte der schrankenlosen Gewalt, mit der unsere Machthaber den besiegten Völkern gegenüber handelten«, bis Kriegsende von kaum jemandem »im Lande hier mitempfunden und mißbilligt« worden sei.¹⁷⁰ Und so sehr auch Stöcker wie viele andere den Versailler Vertrag als »erpreßte[s], einseitige[s] Schuldbekenntnis«, das sich als fatale Ursache vieler Verbitterungen erwiesen habe,¹⁷¹ beklagte, so exzeptionell fiel ihr Urteil über die alliierte Besatzungspolitik aus. Besonders deutlich wird dies anhand ihrer Beschäftigung mit der Stationierung von Soldaten aus Nordafrika, was in Deutschland schon 1919 zu der Rede von der »Schwarzen Schmach« geführt hatte

166 Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass in Deutschland das Thema soldatischer Impotenz als Kriegsfolge insgesamt ein aufgrund der Kriegsniederlage besonders empfindliches Tabu darstellte. So scheint im revolutionären Russland eine größere öffentliche Aufmerksamkeit gegenüber der Tatsache geherrscht zu haben, dass dort nach 1918 Soldaten mit chemischen Präparaten auf Spermagrundlage versorgt wurden, weil man sich hiervon eine »vermännlichende« Wirkung und in der Folge eine größere Kampfkraft der Roten Armee versprach. Vgl. dazu *Healey*, *Existence*, 355.

167 Vgl. dazu *Gerd Krumeich/Joachim Schröder* (Hg.), *Der Schatten des Weltkriegs. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004.

168 *Gerd Krumeich*, *Der »Ruhrkampf« als Krieg. Überlegungen zu einem verdrängten deutsch-französischen Konflikt*, in: ders./Schröder (Hg.), *Schatten des Weltkriegs*, 9–24, hier 9.

169 Vgl. ebd., 10.

170 *Helene Stöcker*, *Ansprache*, in: Walther Schücking/Helene Stöcker/Elisabeth Rotten, *Durch zum Rechtsfrieden. Ein Appell an das Weltgewissen*, Berlin 1919, 9–16, hier 11.

171 *Helene Stöcker*, *Ruhrbesetzung und waffenloser Widerstand*, in: *DnG* 19, 1923, 1–5, hier 3.

und propagandistisch von Anfang massiv mit dem rassistischen Bild des vergewaltigenden schwarzen Soldaten verknüpft worden war.¹⁷² Wenn Stöcker nun davon sprach, die deutschen Konservativen würden es angesichts dieser Entwicklung inzwischen bitter bereuen, es 1914/15 verhindert zu haben, vergewaltigten Frauen die Möglichkeit einer straffreien Schwangerschaftsunterbrechung einzuräumen,¹⁷³ war dies kein rassistisch imprägnierter Sarkasmus, im Gegenteil: Anders als weite Teile der Frauenbewegung¹⁷⁴ versuchte Stöcker das diesen Beschuldigungen zugrundeliegende »Vorurteil gegen die Neger, das man bei Weißen fast durchweg findet,«¹⁷⁵ öffentlichkeitswirksam zu widerlegen: Abgesehen davon, so führte sie mehrfach in der Zeitschrift »Die neue Generation« aus, dass vonseiten gerade dieser französischen Soldaten in Wirklichkeit kaum Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung festgestellt werden könnten – das bestätigen im Übrigen bereits zeitgenössische Erhebungen, die aber damals kaum rezipiert wurden¹⁷⁶ –, gebe es keinen Anlass, »uns gewalttätig gegen eine ›schwarze‹ Schmach zu wenden, [solange] es noch eine unendlich erniedrigende ›weiße‹ Schmach gibt.«¹⁷⁷

In der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« dagegen hat die alliierte Besetzung, so lange sie dauerte, praktisch keinen publizistischen Niederschlag gefunden. Man war offenkundig nicht gewillt gewesen, sich näher mit diesem »umgeformten Echo« des Krieges zu befassen: Zeitnahe Kommentierungen durch männliche Fachvertreter erschöpften sich in launigen Nebenbemerkungen, so etwa bei dem Sexualmediziner Paul Fürbringer, der 1923 in seinen Ratschlägen für Männer mit Potenzproblemen mahnte, diese sollten bei aller ärztlichen Hilfe nicht vergessen, sich auch unter die Menschen zu mischen und »das fröhliche Treiben der Welt« wahrzunehmen, was aktuell eine »freilich bitter beschränkte« Angelegenheit sei,¹⁷⁸ oder eben auch bei Magnus Hirschfeld: Dessen einziger Kommentar zur alliierten Besatzungspolitik findet sich in einer trotzigigen Vorbemerkung zu seinem 1924 erschienenen Buch *Sexualität und Kriminalität* und lautete dahingehend, dass es immer noch »Lebensgüter« wie »das Glück der Liebe« gebe, »die einem Volke selbst der grimmigste Feind, die mächtigste Entente nicht rauben kann«.¹⁷⁹

172 Vgl. Stanislas Jeannesson, Übergriffe der französischen Besatzungsmacht und deutsche Beschwerden, in: Krumeich/Schröder (Hg.), Schatten des Weltkriegs, 207–231.

173 Helene Stöcker, Der Zwang zur Mutterschaft, in: Sexualreform 10, 1921, 97–100, hier 99. Dies war damals vom BfMS angesichts der Vergewaltigungen in Ostpreußen gefordert worden.

174 Auch im Ausland protestierten Frauenverbände gegen die »Schwarze Schmach« als eine für die Frauen in Deutschland unzumutbare Übertretung der durch »Versailles« geregelten Bestimmungen. Vgl. Richard F. Fogarty, Gender and Race, in: Grayzel/Proctor (Hg.), Gender & the Great War, 67–90, hier 84.

175 Helene Stöcker, Schwarze Rasse und Geschlechtsmoral, in: DnG 16, 1920, 248–253, hier 252f.

176 Siehe u.a. »Die weiße Schmach«, in: DnG 17, 1921, 165–166.

177 Stöcker, Schwarze Rasse, 253.

178 Paul Fürbringer, Eine besondere Form seniler Potenzstörung, in: DmW 49, 1923, 1547–1548, hier 1548.

179 Hirschfeld, Kriminalität, 5.

4.2.2 Das Attentat in München und die Isolierung Hirschfelds im eigenen Fach

Knapp drei Jahre nach dem Krieg gelang Magnus Hirschfeld etwas, das dem in der »Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung« versammelten konservativen Flügel der deutschen Sexualwissenschaft im Vergleich mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen¹⁸⁰ zwar ebenfalls recht schnell gelingen sollte, aber eben doch erst ein halbes Jahrzehnt nach Hirschfeld. Gemeint ist die Organisation der ersten nach 1914 in Deutschland abgehaltenen Tagung mit Wissenschaftlern aus Ländern der ehemaligen Entente. Wenn auch am Ende mit weniger Repräsentanten aus England und Frankreich als zunächst angekündigt,¹⁸¹ verwirklichte das Institut für Sexualwissenschaft dieses Vorhaben bereits im Jahr 1921. Es war damit das in der deutschen Wissenschaftsgeschichte nach dem Ersten Weltkrieg erste Ereignis dieser Art überhaupt.

Das hielt Albert Moll und andere Vertreter der InGeSe, deren Tagung 1926 in Berlin durchgeführt wurde, indes nicht davon ab, dem Ereignis den Status als dem ersten »auf deutschem Boden« abgehaltenen wissenschaftlichen Kongress nach dem Krieg abzusprechen. Die dünne Beteiligung von Sexualforschern aus den Entente-Ländern gab er dabei allerdings nicht als Grund an. Hirschfeld, so Moll 1926, werde vielmehr von »sehr vielen ernstesten Forschern nicht für einen objektiven Wahrheitssucher gehalten«. Zudem weise Hirschfeld eine »problematische Natur« auf, »über die mir sehr viel Material vorliegt, das ich aber *heute* und ohne Zwang nicht veröffentlichen will«, und auch die Stiftung seines Instituts habe in »für die Öffentlichkeit etwas dunklen Verhältnisse[n]« stattgefunden, die aber »für Sachkenner nicht ganz so undurchsichtig« gewesen seien.¹⁸²

Diese Äußerungen waren Teil einer Demontage, die nach dem Krieg innerhalb der Sexualwissenschaft, wie in diesem Kapitel gezeigt wird, nicht allein vom Moll-Flügel betrieben wurde.

Hirschfeld in der frühen NS-Propaganda

Am Morgen des 12. Oktober 1920 war William J. Robinson gerade von seiner Berlin-Reise nach New York zurückgekehrt und im Begriff gewesen, seinen Artikel über das Institut für Sexualwissenschaft an die Redaktion von »The Medical Critic and Guide« abzusenden, als er in US-Zeitungen davon las, »that Dr. Hirschfeld was killed by a mob

180 Vgl. dazu Gerd Krumeich, Bruch der Wissenschaftsbeziehungen im Ersten Weltkrieg und die Schwierigkeiten seiner Überwindung, in: Dieter Breuer/Gertrude Cepl-Kaufmann (Hg.), Das Rheinland und die europäische Moderne. Kulturelle Austauschprozesse in Westeuropa 1900–1950, Essen 2008, 29–38, hier 32–36; Metzler, Wissenschaftsbeziehungen, 69–75; Ungern-Sternberg, Wissenschaftler, 174f.

181 Laut Max Döring (Sexualwissenschaft – Sexualreform, in: Neue Bahnen 32, 1922, 400–403, hier 401), hatte man mit Neugier darauf gewartet, »wie sich das Ausland beteiligen würde«, wobei am Ende »alle Erwartungen übertroffen« worden seien. Der offizielle Kongressbericht bestätigt Letzteres nur bedingt. Siehe Weil, Sexualreform.

182 Albert Moll, Der »reaktionäre« Kongress für Sexualforschung, in: ZfS 13, 1926/27, 321–331, hier 323.

in Munich, Bavaria, while he was lecturing the Steinach's discoveries. The papers say that it was an Anti-Semitic mob«. ¹⁸³

Die Meldung von Hirschfelds Tod war an diesem Tag überall auf der Welt gedruckt worden, auch im deutschsprachigen Raum. In Dorpat platzte sie in die Jahresversammlung der »Deutschen Physiologischen Gesellschaft«, ¹⁸⁴ in Kassel in den SPD-Parteitag. Die Sozialdemokraten verabschiedeten vor Ort noch am selben Tag »einstimmig unter großem Beifall« eine von dem späteren Reichskanzler Hermann Müller ausformulierte Resolution, die sich »mit Entschiedenheit gegen die deutsch-völkische Hetze, die in dem Gelehrten Magnus Hirschfeld ein erstes Blutopfer gefordert hat«, wandte. Philipp Scheidemann fand am Rande des Kongresses einige persönliche Worte des Gedenkens. ¹⁸⁵ Niemand aber sei in dem Augenblick, als er von dem »große[n] Unglück in München« erfuhr, »mehr erschrocken [gewesen] als er«, bekundete ein anderer deutscher Politiker, der die Meldung während eines Aufenthalts in Wien der österreichischen Presse entnommen hatte. ¹⁸⁶

Als Adolf Hitler mit diesen hämischen Worten kurze Zeit später zurück vor heimischem Publikum seiner vorgeblichen Trauer Ausdruck verlieh, hatte Magnus Hirschfeld erst seit wenigen Tagen die Münchener Klinik von Ferdinand Sauerbruch verlassen, wo er von den Folgen eines Mordanschlags kuriert worden war. Das Attentat war am Abend des 4. Oktober 1920 nach einer Veranstaltung in der Tonhalle verübt worden. Schon der Vortrag war von Tumulten begleitet gewesen. Seine mehrfach unterbrochene Rede hatte der Sexualforscher nur durch die Anwesenheit eines 16-köpfigen Polizeiaufgebots beschließen können, das sich jedoch mit dem Ende der Veranstaltung nicht mehr zuständig gefühlt hatte. Die Halle hatte Hirschfeld deswegen durch einen Seitenausgang verlassen. Auf dem Weg ins Hotel von einer Gruppe Rechtsradikaler abgefangen, hatten die Angreifer auf offener Straße so lange mit Knüppeln auf ihn eingeschlagen, bis er keine Lebenszeichen mehr von sich gab. ¹⁸⁷

Nachdem Hirschfeld blutüberströmt und ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben in die Chirurgische Klinik eingeliefert worden war, ging in München mehrfach das Gerücht um, dass er seinen Verletzungen erlegen sei. ¹⁸⁸ Nachdem diese Nachricht eine Woche darauf sowohl durch den Münchener Korrespondenten der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« als auch durch die Nachrichtenagentur »Dena« als offizielle Mel-

183 Robinson, Nation, 387 (Anm.).

184 »Aus der Bewegung«, in: JbsexZ 20, 1920, 107–142, hier 127.

185 Ebd., 126f. u. 132; Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten in Kassel vom 10. bis 16. Oktober 1920, Berlin 1920, 96f; »München vor dem Richterstuhl des ›Vorwärts‹«, in: München-Augsburger Abendzeitung, 13.10.1920, und weitere Zeitungsberichte in: StaMü ZA 207/55.

186 Zit. nach dem Reichswehrbericht in: Adolf Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen 1905–1924. Hg. v. Eberhard Jäckel zusammen mit Axel Kuhn, Stuttgart 1980, 251–253, hier 251. Zum Österreich-Aufenthalt Volker Ullrich, Adolf Hitler. Bd. 1: Die Jahre des Aufstiegs, 1889–1939, Frankfurt a.M. 2013, 113.

187 »Aus der Bewegung« (wie oben), 123ff.; »Stimmen aus dem Publikum«, in: Coburger Zeitung, 13.10.1920.

188 »Deutschnationale Chauvinisten ermordeten einen Gelehrten«, in: Arbeiter-Zeitung, 10.10.1920; Erich Mühsam, Tagebücher, Bd. 7: 1919–1923. Hg. v. Chris Hirte und Conrad Piens, Berlin 2014, 337 (Eintrag vom 14.10.1920).

derung in die Welt hinausgegangen war, sollten noch Tage später zahlreiche Nachrufe in Zeitungen des In- und Auslandes erscheinen, um anschließend von der nationalistischen Presse in Deutschland ebenso höhnisch kommentiert zu werden wie Scheidemanns Gedenkworte.¹⁸⁹ Die Münchener Polizei, deren Präsident Ernst Pöhner in enger Verbindung mit eben jenen Kreisen stand, die hinter dem Anschlag standen, teilte mit, es habe sich um ein geplantes Attentat gehandelt, wollte aber nach »umfangreichen Erhebungen keine Anhaltspunkte zur Ermittlung der Täter« (»im Dunkel der Nacht entkommen«) gefunden haben.¹⁹⁰

Hitler indes griff die Falschmeldung von Hirschfelds Tod in beinahe jeder seiner Ende 1920 gehaltenen Reden auf. Jedoch verbuchte er den Anschlag dabei nicht als eine Tat der Nationalsozialisten. Hitler sprach stattdessen von »Volksjustiz«.¹⁹¹ Er verband dies mit der Anklage, Hirschfeld habe sich »des geistigen Mordes an Tausenden von deutschen Volksgenossen« schuldig gemacht.¹⁹² Wo man ihn in Berlin gewähren lasse, habe er von den Münchnern die Quittung bekommen für eine mit dem Ziel des »inneren Zusammenbruchs unseres Volkes« systematisch betriebene Arbeit an der »Vergiftung unserer Volksseele«.¹⁹³ Das Attentat sei eine längst überfällig gewordene Antwort aus dem »Volk« auf die »gemeinste Verhöhnung«¹⁹⁴ der Nation gewesen.

Tatsächlich ist der Münchener Anschlag auch, aber keineswegs allein in einem Zusammenhang zu sehen mit dem pogromartigen antisemitischen Klima, das in der bayerischen Hauptstadt noch Monate nach der bestialisch brutalen Niederschlagung der Münchener Räterepublik durch Freikorpsstruppen im April/Mai 1919 vorherrschte und vom »Völkischen Beobachter« massiv befördert wurde.¹⁹⁵ Mit Schlagstöcken in der Hand hatten schon im Februar und September 1920 Angehörige von Freikorpsverbänden und anderen völkischen Gruppierungen Vorträge Hirschfelds in Hamburg gestürmt. In Köln, Stettin und anderen Städten waren Veranstaltungen entweder im Vorfeld abgesetzt worden oder hatten nur unter starkem Polizeischutz stattfinden können.¹⁹⁶ Und auch nach dem Münchener Anschlag kam es wiederholt zu Störaktionen, zu kurzfristigen Verweigerungen des Saals und zu physischen Attacken.¹⁹⁷ Als 1923 ein Vortrag Hirschfelds in Wien durch »junge Hakenkreuzler« gesprengt wurde, gab einer der Beteiligten mehrere Pistolenschüsse ab.¹⁹⁸

189 »Aus der Bewegung« (wie oben), 132; »Stimmen aus dem Publikum«, in: Coburger Zeitung, 13.10.1920.

190 »Verbrecherschutz durch Gerichte. Der Ueberfall auf Dr. Magnus Hirschfeld bleibt ungesühnt«, in: Freiheit, Nr. 53, 2.2.1921. Zum »System Pöhner« siehe verschiedene Beiträge in: Joachim Schröder, Die Münchener Polizei und der Nationalsozialismus, Essen 2013.

191 So Hitler am 18.10.1920, zit.n. Hitler. Aufzeichnungen, 247–249, hier 248.

192 Ebd.

193 Adolf Hitler, Dummheit oder Verbrechen, in: Völkischer Beobachter, 3.1.1921; abgedr. in ders., Aufzeichnungen, 283–287, hier 286.

194 Zit. nach Hitler, Aufzeichnungen, 248.

195 Zum gewaltförmigen Antisemitismus im nachrevolutionären München vgl. u.a. Ullrich, Hitler, 101, 107, 111, 122; zur Rolle des »Völkischen Beobachters« Petersen, Zensur, 123.

196 Vgl. Steakley, Anders, 84f.; Richard Barkeley, Die Deutsche Friedensbewegung 1870–1933, Hamburg o.J. [1948], 64; Beachy, Gay Berlin, 169; Micheler, Selbstbilder, 116; In het Panhuis, Anders [Teil 2], 175.

197 Vgl. Herrn, Bücherverbrennung, 122f.

198 Vgl. ebd.; Manfred Herzer, Hirschfeld in Wien, in: Capri Nr. 24, 1997, 28–38, hier 36.

Dem antisemitischen Verschwörungswahn der Kriegsjahre, nach der »Juden-zählung« im Deutschen Heer und anderen schon vor 1918 in verschiedenen antisemitischen Varianten ventilierten »Dolchstoß«-Legenden, war in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch Machwerke wie *Die Protokolle der Weisen von Zion* – eine deutsche Übersetzung erschien auf völkische Initiative kurz nach Kriegsende – und die Heraufbeschwörung nationaler Gefahr durch den »jüdischen Bolschewismus« weiteres Feuer gegeben worden.¹⁹⁹ Gerade an Letzteres hätte sich im nachrevolutionären München mühelos propagandistisch anknüpfen lassen.²⁰⁰ Aber das war nur indirekt die Stoßrichtung der Kampagnen: Schon zuvor hatte der Hirschfeld entgegenschlagende Hass dadurch eine neue Qualität erreicht, dass der Sexualforscher nicht mehr allein oder vorrangig konservativen Sittlichkeitsverfechtern als Zielscheibe diente. Wie kein anderer jüdischer Wissenschaftler nach 1918 galt Magnus Hirschfeld den Nationalsozialisten und einer breiten Front schwarz-weiß-roter Nationalisten gleichermaßen als Symbolfigur der in ihren Augen durch »jüdische Zersetzungsarbeit« herbeigeführten Kriegsniederlage²⁰¹ und als Verkörperung des sittlich-kulturellen »Sumpfes« der verhassten »Judenrepublik«.²⁰²

Schon kurz nach Kriegsende hatte der überall in Deutschland regen Zulauf zu verzeichnende radikal-antisemitische »Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund« (DSTB) die Forderung der Entente-Mächte nach einer Überstellung Wilhelms II. und seiner führenden Militärs als Kriegsverbrecher mit der keineswegs sarkastisch gemeinten Bemerkung quittiert, dass man gerne Kriegsverbrecher ausliefern könne und mit Magnus Hirschfeld beginnen werde.²⁰³ Die antisemitische *Staatsbürger Zeitung* beschuldigte den

-
- 199 Vgl. Barth, Dolchstoßlegenden, 220ff. u. passim; ders., Dolchstoßlegende und Novemberrevolution, in: Alexander Gallus (Hg.), *Die vergessene Revolution von 1918/19*, Göttingen 2010, 117–139, bes. 134ff.; Gerd Krumeich, *Die Dolchstoß-Legende*, in: Hagen Schulze/Etienne François (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. 1, München 2001, 585–599; ders., *Zu den Ursprüngen des NS-Antisemitismus. Die »Juden-zählung« im Ersten Weltkrieg*, in: ders., *Deutschland, Frankreich und der Krieg*, 289–301.
- 200 Zur Legende vom »jüdischen Bolschewismus« in Verbindung der Münchener Räterepublik vgl. Joachim Schröder, *Entstehung, Verbreitung und Transformation des Mythos vom »jüdischen Bolschewismus«*, in: Gudrun Brockhaus (Hg.), *Attraktion der NS-Bewegung*, Essen 2014, 231–249, bes. 243–246.
- 201 Eingehend zur im NS-Antisemitismus zentralen Bedeutung der Perzeption der Kriegsniederlage als dem vorgeblichen Ergebnis von »jüdischer Sabotage« »auf allen Ebenen« vgl. Krumeich, *NS-Antisemitismus* (Zitat 299); Michael Grüttner, *Brandstifter und Biedermänner. Deutschland 1933–1939*, Stuttgart 2015, 169–172.
- 202 Die Verkoppelung der »Architekten« der Kriegsniederlage und dem Lenkungspersonal der Republik war in der deutschen Rechten durchgehend zu beobachten. Vgl. John Horne, *Kulturelle Demobilmachung 1919–1939. Ein sinnvoller Begriff?*, in: Hardtwig (Hg.), *Politische Kulturgeschichte*, 129–150, hier 144; »Sumpf«-Metaphern fanden sich pejorativ besetzt teilweise auch im liberalen und im sozialistischen Lager, wenn von der sexuellen Nachkriegskultur die Rede war. Vgl. Engelhardt, *Kampf*, 292f. Charakteristikum der Propaganda rechten Spektrum dagegen war, dass sie dabei direkte Verbindung zur republikanischen Nachkriegsordnung als solcher zog. Vgl. Theweleit, *Männerphantasien*, Bd. 1, 405ff.; Maase, *Massenkultur*, 173.
- 203 Vgl. Dieter Riesenberger, *Geschichte der Friedensbewegung in Deutschland. Von den Anfängen bis 1933*, Göttingen 1985, 217; zum Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbund Stefan Breuer, *Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik*, Darmstadt 2008, 150–160.

Sexualwissenschaftler kurz darauf der Spionagetätigkeit für die Westalliierten.²⁰⁴ Als dann Ende Mai/Anfang Juni 1919 in Versailles der »Schandfrieden« unterzeichnet wurde und fast zeitgleich *Anders als die Andern* in den deutschen Kinos anlief,²⁰⁵ wurde diese Koinzidenz als willkommene Gelegenheit zur Beweisführung herangezogen, wer bei dem vielbeklagten »sittlichen Niedergang« in Deutschland ganz entscheidend die Fäden gezogen hätte. Von der völkischen Presse wurden die Filmaufführungen als ein an Perfidie nicht mehr zu überbietender Teil einer internationalen jüdischen Verschwörung aufgegriffen: Wie war es denn auch sonst – so die Kampagnen – möglich, die »Nation« ungestraft (auch noch) auf diese Art »demütigen« zu können?²⁰⁶ Hirschfeld, so hieß es, habe diesen vor aller Welt mit einem »deutschen Laster« »Exhibitionismus« treibenden Film²⁰⁷ schon lange in der Schublade gehabt, die Aufführung eng mit den Alliierten abgestimmt und agiere nun in Berlin wie die Spinne im Netz, der man nur mit kriegerischen Mitteln begegnen könne.²⁰⁸ Angesichts der »Neigungen, die Herr Hirschfeld auf das deutsche Volk loslassen möchte«, habe man nun keine andere Wahl mehr, als gewaltsam vorzugehen: Ziehe man »den humanitären Flitter, mit dem Herr Hirschfeld seine brutalen Absichten zu verkleiden sucht«, weg, dann erscheine darunter der »Totenkopf der deutschen Rasse«: »Sollen wir aber schon sterben, ist es besser, daß wir den Kampf gegen Hirschfeld und Genossen aufnehmen und nach der Väter Weise in Waffen und in Ehren zugrunde gehen.«²⁰⁹

Dass dieser »Kampf« für die radikale Rechte keineswegs ein Nebenkriegsschauplatz war, dessen propagandistische Ausschachtung sich aus der Tagesaktualität eines kontrovers besprochenen Kinofilms ergeben hätte, war den Polizeibehörden bekannt. Sie wussten von der seit 1919 im DSTB zirkulierenden »schwarzen Liste«, die zwölf zu beseitigende »System«-Repräsentanten aufführte, die nach dem Krieg »die Entfaltung der nationalen Kräfte [...] planmäßig« sabotieren würden.²¹⁰ Als »Träger eines Systems widervölkischen und undeutschen Wollen und Handelns« benannte diese Liste u.a. den 1922 von der rechtsradikalen »Organisation Consul« ermordeten deutschen Außenminister Walther Rathenau und den im selben Jahr nur knapp seiner Hinrichtung auf offener Straße entkommenen Publizisten Maximilian Harden.²¹¹ Magnus Hirschfeld, so instruierte das Geheimpapier, gehöre deshalb aus dem Weg geräumt, weil er das

204 Vgl. Dobler, Duldungspolitik, 382.

205 Zur Rezeption vgl. Steakley, Anders; Helga Belach/Wolfgang Jacobsen, Anders als die Andern. Dokumente zu einer Kontroverse, in: dies. (Red.), Richard Oswald. Regisseur und Produzent, München 1990, 25–36.

206 »Aus der Bewegung«, in: JbsexZ 19, 1919, 111–133, hier 121.

207 »Aus der Bewegung«, in: JbsexZ 19, 1919, 3–68, hier 22.

208 Ein »Stoßtrupp der Deutsch-völkischen Bünde«, hieß es bereits kurz nach den ersten Veranstaltungen, solle die Vorführungen verhindern. »Aus der Bewegung«, in: JbsexZ 20, 1920, 107–142, hier 120.

209 Zit. nach: »Vom antisemitischen Dunghaufen. Neue Attacken gegen Dr. Hirschfeld«, in: Berliner Volks-Zeitung, Nr. 58, 21.12.1920.

210 StaAM Pol. Dir. 6697, Bl. 131.

211 Zu den Hintergründen siehe die Materialien in: BArch BSG 17/1.

Ziel verfolge, »die orientalischen Laster in Deutschland einzubürgern [...] und damit die männliche deutsche Jugend seelisch« zugrunde zu richten.²¹²

Ob Polizeikreise den Sexualforscher damals darüber unterrichteten, dass sein Name auf dieser den Behörden in ihrem Charakter als Todesliste bekannten Denkschrift aufgeführt war, ist ungewiss.²¹³ Aber Hirschfeld muss spätestens im Frühjahr 1920 klar geworden sein, dass es sich bei den völkischen Kampagnen gegen ihn nicht um bloße »Papierpropaganda« handelte. Als im März 1920 der rechtsreaktionäre Kapp-Putsch in Berlin anief, war auf einem der in Berlin verteilten Flugblätter die unmissverständliche Erklärung enthalten gewesen, dass »Dr. Hirschfeld« nach dem Willen der Kapp-Regierung – so wörtlich – »unschädlich gemacht werden« sollte.²¹⁴

Ein halbes Jahr danach sollten Pressestimmen über das Münchener Attentat ein bedrehtes Zeugnis von dem antisemitisch angefüllten Klima in Deutschland ebenso wie von der politischen Segmentierung der deutschen Nachkriegsgesellschaft ablegen. Von den Parteien der »Weimarer Koalition«, von den Sozialdemokraten über die Liberalen bis zum Zentrum, wurde Hirschfeld als Wissenschaftler einhellig in Schutz genommen.²¹⁵ Dass der Anschlag in linken und pazifistischen Kreisen mit größter Bestürzung wahrgenommen wurde, belegen nicht nur eine Reihe überlieferter Äußerungen in privaten Aufzeichnungen,²¹⁶ sondern auch öffentliche Stellungnahmen zahlreicher Verbände: Franz Carl Endres richtete im Oktober 1920 zusammen mit Hermann Schützing und Constanze Hallgarten eine Protesteingabe an den bayerischen Landtag, in der sie von der Regierung »Versammlungsschutz gegen nationalistischen Terror« einforderten.²¹⁷ Gestützt worden war diese Erklärung u.a. vom »Friedensbund der Kriegsteilnehmer«, der »Liga für den Völkerbund«, der »Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit« und dem »Bund Neues Vaterland«.²¹⁸ Auch aus der Sexualreformbewegung kamen Solidaritätsadressen, so aus der »Vereinigung für Sexualreform«, der »Gemeinschaft der Eigenen« und dem »Wissenschaftlich-humanitären Komitee«.²¹⁹ Im

212 StaAM Pol. Dir. 6697, Bl. 131.

213 Dass den Behörden dieser Charakter klar war, geht aus der internen Einschätzung hervor. Siehe STAAM Pol. Dir. 6697.

214 Vgl. *Steakley*, Anders, 84.

215 Siehe die Presseberichte in: »Aus der Bewegung«, in: *JbsexZ* 20, 1920, 107–142, hier 138–141; siehe auch die späterhin durchweg respektvollen Berichte von »Vossischer Zeitung« (Liberale), »Germania« (Zentrum) und »Vorwärts« (SPD) über die Stiftungsannahme des Instituts durch den Staat Preußen im Jahr 1924, zit. in: *Institut für Sexualwissenschaft/Magnus Hirschfeld-Stiftung*, Unsere Arbeit. Zweiter Bericht, Berlin 1924, 14ff.

216 Siehe z.B. *Erich Mühsam*, Tagebücher. Bd. 7: 1919–1921, Berlin 2014, 318 u. 337; *Romain Rolland/Stefan Zweig*, Briefwechsel 1910–1940. Bd. 1, 1910–1923, Berlin 1987, 585.

217 »Die Versammlungsstörungen«, *Münchener Neueste Nachrichten*, 12.10.1920; »Gegen die Versammlungsstöcker«, *Münchener Zeitung*, 12.10.1920; »Zum Versammlungsterror in München«, *Münchener Post* vom 12.1.0.1920 (dort auch das Zitat). Alle in: StAMü ZA 207/55.

218 Weitere Organisationen waren die »Gesellschaft für ethische Kultur«, der »Freie Bund für Kultur der Schule«, die »Münchener Friedensvereinigung« und der »Bund sozialistischer Frauen.«

219 Siehe *Ferdinand von Reitzenstein*, Aufruf zur »Vereinigung für Sexualreform«, in: *Sexualreform* [o. Jg.] 1921, 145–146. Für die »Gemeinschaft der Eigenen« verurteilte *Adolf Brand* das Attentat auf »den Vorkämpfer der homosexuellen Sache« in: *ders.*, Homosexualität und Reaktion, in: *Der Eigene* 8, 1920, 23–30 (Zitat 30). Im Namen des WhK »und der Homosexuellen überhaupt« erklärte *Arthur*

November 1920, anlässlich des ersten öffentlichen Hirschfeld-Auftritts nach dem Attentat, entschloss sich die Frankfurter WhK-Gruppe sogar, eine eigene »Schutztruppe« aufzustellen.²²⁰

In der ärztlichen deutschen Standespresse dagegen rief der Mordversuch in München nichts als eisiges Schweigen hervor, und weite Teilen der bürgerlich-konservativen Presse berichteten darüber, als hätte man es mit einer ebenso verständlichen wie harmlosen Prügelattacke einer Handvoll aufrichtig aufgebrachter Jugendlicher zu tun gehabt. Vielfach zeigt sich dabei, dass Hitler mit seiner Einstufung als »Volksjustiz« einen über den Kreis seiner Anhängerschaft anschlussfähigen Ton traf – dies zumal in Bayern: Selbstverständlich, hieß es dort in einer protestantisch-konservativen Zeitung, seien gewalttätige Übergriffe prinzipiell zu verurteilen, doch habe es sich um eine Reaktion aus dem »Volk« gehandelt, weshalb es auch nicht nachvollziehbar sei, warum dieser Anschlag der politischen Rechten »in die Schuhe geschoben« werde.²²¹ Anknüpfend an eine im rechten Spektrum nach 1918 sich früh ausbildende, mit sexualisierenden Metaphern arbeitende Desavouierung der Weimarer Demokratie als »unmännliches«, »jüdisch« infiltriertes System von »Drückebergern« und »Erfüllungspolitikern«, die auch den Zusammenbruch der Front und die »Schmach von Versailles« zu verantworten hätten,²²² erklärte man die Berichterstattung von linker Seite damit, wie wenig man es dort wahrhaben wolle, »daß breite Massen der Münchener Einwohnerschaft, darunter auch Arbeiter, *jawohl auch Arbeiter*, mit Begeisterung wieder ›Deutschland, Deutschland über alles‹ singen«. Aber »den Herren Genossen«, die

»die Namen Hindenburg und Ludendorff tagtäglich mit Kot [bewerfen], [...] gilt ein Dr. Magnus Hirschfeld mehr als *alle* unsere deutschen Helden. [...] Uns gefallen ›die Zustände in München‹. Wir sind Gegner des Terrors in jeder Form, aber wir freuen uns, wenn der nationale Gedanke an Ausbreitung gewinnt, wenn er erstarkt. Andere mögen sich darüber ärgern.«²²³

Im »Bayerischen Kurier« hieß es:

»Wenn auch die Art der Selbstjustiz, wie sie Dr. Hirschfeld an seinem Leibe erfuhr, hier nicht begutachtet werden soll, so war sie doch ein schlagender Beweis dafür, daß die öffentliche Meinung von solcher Aufklärung nichts wissen will. Auch wenn Hirschfeld kein Jude wäre, wäre ihm wohl dasselbe passiert.«²²⁴

Um künftig Eskalationen dieser Art zu vermeiden, müsse darauf hingewirkt werden, dass »derartige Veranstaltungen [...] vor die sachlich interessierte und vorgebildete Hörschaft verwiesen werden«, wohingegen dafür gesorgt werden müsse, dass man »Ver-

Weil »Abscheu [...] über das ruchlose Attentat.« Zit. in: »Von Kampf und Ziel«, in: Der Eigene 8, 1920, 131–132, hier 131.

220 »Aus der Bewegung«, in: JbsexZ 20, 1920, 107–142, hier S 138.

221 So die München-Augsburger-Abendzeitung nach dem Anschlag, zit. im Pressespiegel »Stimmen aus dem Publikum« der Coburger Zeitung, 13.10.1920.

222 Vgl. dazu Martina Kessel, Demokratie als Grenzverletzung. Geschlecht als symbolisches System in der Weimarer Republik, in: Metzler/Schumann (Hg.), Geschlechter(un)ordnung, 81–108.

223 München-Augsburger-Abendzeitung, 13.10.1920. StAMü ZA 207/55 (Hervorheb. im Orig. gesperrt).

224 Bayerischer Kourier, 24.10.1920, zit. n. »Aus der Bewegung«, in: JbsexZ 20, 1920, 107–142, hier 128.

suchen, unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit öffentlich Pornographie zu treiben, einen kräftigen Riegel vorschiebt«. ²²⁵

Diese im bürgerlich-konservativen Lager praktisch durchgängig anzutreffende Doppelzüngigkeit, die sich in der vorgeblichen Distanzierung von Gewalt bei ihrer gleichzeitigen Rechtfertigung als »nationaler« Notwehrjustiz auf der einen Seite und der rhetorisch vorgeschobenen Anerkennung des Gelehrtenstatus' Hirschfelds bei dessen gleichzeitiger Aberkennung im öffentlichen Raum auf der anderen Seite niederschlug, war in der frühen Nachkriegszeit durchaus typisch für öffentlich vorgebrachte deutschnationale »Lesarten« antisemitisch motivierter Gewalt. ²²⁶ Sie unterschied sich von den Hetzereien extrem-nationalistischer Kreise letztlich allein in der Vermeidung allzu simpel identifizierbarer Antisemitismen. Der sozialdemokratische *Vorwärts* dechiffrierte den Subtext derartiger Reaktionen denn auch treffend in einer Glosse:

»Zur Mißhandlung von Magnus Hirschfeld in München. Mit heller Empörung und vollster Genugtuung haben wir von der Mißhandlung des Gelehrten Kenntnis genommen, der auf dem Gebiete der Sexualforschung bahnbrechend gewirkt hat und die schon so tief gesunkene Moral des deutschen Volkes mit seinen pornographischen Schmutzereien noch weitervergiftet. Heil den deutschen Männern, die dieses unerhörte Bubenstück an dem greisen Forscher, diesem aufdringlichen und ekelhaften Juden, vollbracht haben. Wir wünschen Magnus Hirschfeld von Herzen baldige Genesung. Möge er verrecken!« ²²⁷

In der Forschung hat man dieses Klima bislang kaum oder gar nicht in eine Verbindung gebracht mit der Demontage, die Magnus Hirschfeld zeitgleich innerhalb der Sexualwissenschaft erfuhr. Ursächlich hierfür sei vielmehr die Mitwirkung des Sexualforschers im Film *Anders als die Andern* deshalb gewesen, weil dies in den Augen der ärztlichen Kollegen einem, wie man damals sagte, »ernsten Mann der Wissenschaft« nicht gut zu Gesicht gestanden habe. ²²⁸ Innerfachlich wiederum habe ihm ferner das Desaster der Steinach-Theoreme auf dem Gebiet der Sexualendokrinologie geschadet,

225 Zit. nach dem Pressespiegel »Stimmen aus dem Publikum« der Coburger Zeitung, 13.10.1920. Bei dieser Gelegenheit wurde an Hirschfelds Mitwirkung an »allerschlimmsten Sexualfilmen« erinnert. Die München-Augsburger Abendzeitung brachte über die »Wirkung dieser Hirschfeldschen »Aufklärung« Folgendes: »Zu einer hiesigen Polizeipflegerin kam eine 15jährige Pflegebefohlene. Es entwickelte sich folgendes Zwiegespräch: »Fräulein, ich gehe nicht mehr in die Arbeit; ich gehe in ein – Bordell.« »Ja, um Gotteswillen, Kind, wie kommst Du nur auf eine solche Idee!« »Ich war im Kino und hab den Film »Prostitution« gesehen. Die müssen gar nichts arbeiten und haben ein wunderschönes Leben.« »Hast Du denn nicht gesehen, welches Ende diese Mädchen nehmen?« »Das schon; aber sterben müssen wir ja doch einmal. Dann habe ich doch zuerst ein feines Leben gehabt. Und überhaupt: Fünf Freundinnen von mir waren auch in diesem Kino und gehen jetzt auch ins Bordell.« Zit. in: »Magnus Hirschfeld«, in: Coburger Zeitung, 14.10.1920.

226 Vgl. zu dieser in der bürgerlich-konservativen Presse nach 1918 verbreiteten, sich von der Zeit vor 1914 unterscheidenden Tendenz Richard J. Evans, *Das Dritte Reich*. Bd. 1: Aufstieg, München 2005, 234ff.

227 »Zur Mißhandlung von Magnus Hirschfeld in München«, in: *Vorwärts*, Nr. 114, 10.10.1920.

228 Vgl. dagegen Weber/Burmair, »Anders«, 13ff., die gezeigt haben, dass sich eine solche Beteiligung aus Standessicht keineswegs per se verboten hatte. Siehe dazu auch Kurt Finkenrath, *Der Steinachfilm und andere sexualwissenschaftliche Filme*, in: ZfS 10, 1923/24, 24–25.

da Hirschfeld diese viel zu lange und zu einseitig propagiert habe.²²⁹ Ob es aber allein oder auch nur maßgeblich derart »sachliche« Gründe waren, die Hirschfelds innerfachliche Isolierung hervorriefen, er auf diese Weise also gewissermaßen sein eigenes Opfer wurde, muss man stark bezweifeln.

Es war innerhalb der Sexualwissenschaft nach 1918 augenscheinlich auch nicht einfach der Sensus für den durch Krieg und Kriegsausgang noch einmal zementierten Antisemitismus innerhalb der überwiegend »national« geprägten Ärzteschaft,²³⁰ der dazu beitrug, den Abstand zu Hirschfeld wenn schon nicht aus Überzeugung, dann aus »strategischen« Gründen zu vergrößern, sondern ein sehr konkretes Repertoire antisemitisch aufgeladener Bilder, das hierzu augenscheinlich Anlass gab. Schon die Gründung des Instituts für Sexualwissenschaft im Juni 1919 war in der deutschen medizinischen Standespresse im Unterschied zum Ausland und weiten Teilen der deutschen Presse²³¹ auf ein so bemerkenswert geringes Echo gestoßen,²³² dass man die praktisch vollständig ausgebliebene Berichterstattung als ein ostentatives Schweigen einordnen musste. Ganz anders dagegen die ersten Aufführungen von *Anders als die Andern* wenige Wochen davor: Sie wurden als ein Vorfall von eminenter Tragweite wahrgenommen – im Publikum gleich der zweiten Aufführung wurde Sauerbruch gesichtet²³³ – und sollten kurze Zeit später in Form einer quasi offiziell für die deutsche Ärzteschaft erfolgten Desavouierung des Films durch tonangebende Autoritäten der deutschen Psychiatrie antisemitischen Klischeebildern gleichsam den wissenschaftlichen Begründungszusammenhang liefern. Gewiss: Wer als Mediziner davon überzeugt war, dass Homosexualität durch Verführung oder »Anreizung« von außen verursacht würde, und wer außerdem annahm, sie sei infolge des Krieges eminent gestiegen und stelle sittlich und bevölkerungspolitisch eine Bedrohung dar, für den musste Hirschfelds kurz nach dem Krieg angelaufener Film denklologisch wohl tatsächlich das Produkt eines sexualpolitischen Geisterfahrers sein. Etwas Anderes aber war es, wenn dieser auf ein reges Publikumsinteresse stoßende, vom linken und liberalen Feuilleton ganz überwiegend anerkennend aufgenommene Kinofilm²³⁴ ohne jeden beigebrachten Beleg als Auslöser »für ein plötzliches Überhandnehmen der Homosexualität«²³⁵ angeführt wurde. Das tat der renommierte Berliner Psychiater Karl Bonhoeffer in einem Gutachten für den »Schund- und Schmutzausschuss« des Reichstages. Es habe sich, so führte er dort ohne weitere Angaben aus, »anlässlich der homosexuellen Filmpropaganda durch Magnus Hirschfeld« erwiesen, wie »unter ihrem Einfluß die Zahl der sich als homosexuell bezeichnenden Personen in Poliklinik, Klinik und ärztlicher Sprechstunde eine deutliche

229 Eine Falsifizierung dieser Interpretation bereits bei: *Stoff*, *Ewige Jugend*, 85ff.

230 *Beate Waigand*, *Antisemitismus auf Abruf. Das Deutsche Ärzteblatt und die jüdischen Mediziner 1918–1933*, Frankfurt a.M. u.a. 2001; zum Anstieg des Antisemitismus in Deutschland nach dem Weltkrieg mit weiterer Literatur *Grüttner*, *Brandstifter*, 140–143.

231 Etwa: »Institut für Sexualwissenschaft«, in: *Vossische Zeitung* Nr. 285, 7.6.1919; »Ein Institut für Sexualwissenschaft«, in: *General-Anzeiger* (Hamburg), 14.7.1919; »Das neugegründete Institut für Sexualwissenschaft«, in: *Vorwärts*, Nr. 285, 5.6.1919.

232 Vgl. *Herrn*, *Traum*, 175.

233 Siehe *Belach/Jacobsen*, *Anders*, 25.

234 Vgl. *Herzer*, *Zeit*, 328; *Steakley*, *Anders*, 68f.

235 »Aus der Bewegung«, in: *JbsexZ* 20, 1920, 107–142, hier 115.

Zunahme zeigte«. Es seien reihenweise psychisch labile und in ihrer Entwicklung instabile junge Männer gewesen, bei denen aufgrund dieses Films der Gedanke, homosexuell zu sein, »Wurzel gefaßt« habe.²³⁶ Etwas Anderes war es auch, wenn etwa Emil Kraepelin Hirschfelds Auffassungen der Homosexualität unmissverständlich mit dessen jüdischem Hintergrund und der Rede von einer »sehr ernsthaften Gefahr« verknüpfte, die von »Juden« in den Wissenschaften ausgehe.²³⁷ Sittliche Bestandsaufnahmen über die Nachkriegszeit kulminierten damit bei einem Teil der ohnehin deutschnational geprägten Universitätsmedizin mit geradezu »klassischen« antisemitischen Desavouierungen der »jüdischen« Sexualwissenschaft und wurden auf keinen Fachvertreter mehr projiziert als auf Magnus Hirschfeld. Der Zulauf, den nach dem Krieg Emil Abderhaldens mit äußerster Aggressivität gegen Hirschfeld und die Sexualreformbewegung agierender »Medizinerbund für Sexualethik« von prominenten Medizinprofessoren erhielt, sprach in diesem Zusammenhang eine nicht minder deutliche Sprache.²³⁸ »Ein Stab charakterfester, deutschbewußter Ärzte«, so hatte der österreichische Teilverband erklärt, »muß hier eingreifen, wo sinnverwirrend volksfremde Elemente ihre volks- und rassevernichtenden Geistesprodukte ausspeien«.²³⁹ Tatsächlich sollte der Film *Anders als die Andern* auch im Zentrum jener Diskussion stehen, die 1920 zum »Lichtspielgesetz« führte, mit dem für Kinoproduktionen die mit der Revolution gefallene Zensur wieder etabliert wurde:²⁴⁰ Sämtliche von der Film-Oberprüfstelle eingeholte medizinische Sachverständigenurteile – beauftragt worden waren neben Bonhoeffer u.a. Siegfried Placzek, Albert Moll und Emil Kraepelin – hatten für ein Verbot von *Anders als die Andern* plädiert, wozu es dann auch kam.²⁴¹

Dass es zur selben Zeit vielen Vertretern der um ihre akademische Anerkennung fürchtenden Sexualwissenschaft darum ging, den weiteren Weg des Faches nicht länger mit Hirschfelds Namen zu belasten, war offenkundig: Nachdem in der InGeSe bis 1914 die offen ausgetragenen Dissonanzen eher auf einer persönlichen Fehde zwischen ihm und Moll gegründet hatten und weitgehend auch auf diese begrenzt geblieben waren, legten nach dem Krieg Äußerungen maßgeblicher Repräsentanten dieser Fachgesellschaft nahe, den Tritt gegen Hirschfeld als selbstverständlich anzusehen, wenn sich für das Fach die Türen an den Universitäten öffnen sollten. In der 1919 von der InGeSe übernommenen, nun von Marcuse redigierten »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« wurde

236 Zit. aus dessen Gutachten für den »Schund- und Schmutzausschuss« des Reichstags in: »Die ›homosexuelle Presse‹«, in: MittWhK Nr. 17, 1928, 137–143, hier 139. Mit weiteren Beispielen zu Bonhoeffers Agieren nach 1918, so auch gegen die Homosexuellenzeitschrift »Die Freundschaft«, vgl. Dobler, Duldungspolitik, 501f. u. 521f.; siehe auch die Schilderung der Unterbindung eines Redebeitrags Hirschfelds durch Bonhoeffer auf der »Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte« 1922 in: Hirschfeld, Einst, 180.

237 Vgl. Mildenberger, Kraepelin, 326.

238 Vgl. Waigand, Antisemitismus, 121f. u. 153f.

239 Zit. nach Andreas Frewer, Medizin und Moral in Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Die Zeitschrift »Ethik« unter Emil Abderhalden, Frankfurt a.M./New York 2000, 54.

240 Vgl. Steakley, Anders, 94.

241 Vgl. ebd., 105–111; Mildenberger, Paladin, 212f.

diese Form der Distanzierung geradezu obligatorisch.²⁴² Sie äußerte sich in einer Mischung aus Ignoranz²⁴³ und aktiv betriebener Demontage. Vor allem Hirschfelds »Internationale Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage« von 1921 war sofort zum Anlass genommen worden, um dessen vorgebliche »Unwissenschaftlichkeit« aufzuzeigen und dabei Bilder zu aktivieren, die den Kongress in den Kontext einer für die Nachkriegskultur charakteristischen Bordellisierung und des Ruchbaren stellten.²⁴⁴

Aber es war auch wohl kein Zufall, wenn zeitgleich in der ÄGeSe eine gegen Hirschfeld gerichtete Strategie kalkulierter Affronts verfolgt wurde – leiser, wie Andreas Pretzel gezeigt hat, als dies von der InGeSe betrieben wurde, aber hinter den Kulissen so deutlich, bis Hirschfeld von sich aus von einer nennenswerten weiteren Mitwirkung absah.²⁴⁵ Die Motive der Beteiligten dürften ähnlich gelagert gewesen sein: In der ÄGeSe war es 1919 nach dem Redaktions- und damit Flügelwechsel der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft«²⁴⁶ zu einer umgreifenden personellen Neuaufstellung gekommen, mit der man sich nun der bereits in Teilen universitär betriebenen Urologie und der sozialen Gynäkologie öffnete. Innerhalb kürzester Zeit übernommen von ambitionierten Universitätsmedizinerinnen, sollte auf der strategischen Agenda ein offensives Reformprogramm hier ebenso keinen Platz mehr haben wie eine Verbindung mit dem Namen Magnus Hirschfeld. Wenig später trat sie konsequenterweise der Moll-Marcuse-Gesellschaft bei.²⁴⁷ Wie sehr die ÄGeSe jedoch schon 1920 von ihrem bis dahin bekanntesten Repräsentanten abgerückt war, lässt sich an der Tatsache ablesen, dass von dieser Seite – ebenso wie im Fall der InGeSe – kein öffentliches Wort über das Attentat in München zu hören gewesen war.

Tatsächlich verfügte das von Hirschfeld repräsentierte Spektrum in den ersten Jahren der Weimarer Republik auch über keinerlei verbandliche Organisations- und serielle Publikationsforen mehr, die noch ernsthaft in Konkurrenz mit den beiden etablierten Fachgesellschaften hätten treten können. Die 1921 gegründete Monographienreihe

242 Dies schlug sich immer wieder in Angriffen gegen das »Institut Hirschfeld« nieder, dessen Direktortendenziöse Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen wurde. Vgl. Herzer, Magnus Hirschfeld, 208f.

243 Sein Name wurde in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« nun in ganzen Jahrgängen mit keinem Wort mehr erwähnt (siehe etwa die Register für die Jahrgänge 1920/21 und 1922/23); auch publizierte Hirschfeld hier nach 1919 nur noch ein einziges Mal, nämlich 1928 (Steakley, Bibliography, 33).

244 So wurde auf das Fernbleiben namhafter Wissenschaftler »im Gegensatz zu der großen Anzahl von nach besonderer Richtung hin auffälligen Erscheinungen und von Damen aller Art« hingewiesen und beklagt, »daß die junge Sexualwissenschaft, die um ihre Anerkennung als Wissenschaft schon ohnehin schwer kämpfen muß, durch solche Zusammenkünfte und Verhandlungen in den Augen des kulturell wertvollen Teiles Deutschlands und der Welt einen empfindlichen Stoß erleiden muß.« Finkenrath, Tagung, 266 u. 272. Siehe auch Max Marcuse, I. Internationale Tagung für Sexualreform 15.-20.IX.1921 in Berlin, in: DmW 47, 1921, 1248–1249, hier 1249.

245 Vgl. hierzu und zum Folgenden Andreas Pretzel, Disziplinierungsbestrebungen. Magnus Hirschfeld und die Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft, in: Kotowski/Schoeps (Hg.), Hirschfeld, 137–156; ders., Geschichte; Herrn, Verhältnisse, 167ff.

246 Ursächlich waren allem Anschein nach nicht politische Fragen. Vgl. Grau, Iwan Bloch, 34f.

247 Vgl. Pretzel, Disziplinierungsbestrebungen, 152.

»Sexus« brachte es auf vier schmale Broschüren. Das »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« glich nach 1918 in seiner reduzierten Seitenzahl mehr den »Vierteljahresberichten« der Kriegsjahre als dem einst in der Homosexualitätsforschung führenden Periodikum. Es sollte im Inflationsjahr 1923, zuletzt im Eigenverlag herausgebracht und in inhaltlicher Hinsicht »eher leichtgewichtig«²⁴⁸ geworden, ebenso sang- und klanglos eingestellt werden wie kurz darauf die alternativ für Institutspublikationen genutzte Beilage »Sexualreform« der Zeitschrift »Geschlecht und Gesellschaft«.²⁴⁹ Auch die 1920 offenkundig in Reaktion auf die Isolierung in der ÄGeSe gegründete »Gesellschaft für Geschlechtskunde« entfaltete wissenschaftspolitisch keinerlei Relevanz.²⁵⁰

Zu alledem trug sicherlich bei, dass zeitgleich langjährige Weggefährten verloren gingen. Alfred Grotjahn und Georg Merzbach gaben ihr verbandspolitisches Engagement damals auf;²⁵¹ andere verstarben in dieser Zeitspanne – unter ihnen Albert Eulenburg (1917), Ernst Burchard (1920) und Iwan Bloch (1922) –,²⁵² als Hirschfeld, wie Manfred Herzer zutreffend schreibt, »auf ihre Unterstützung besonders angewiesen gewesen wäre«.²⁵³ Nur: Ob im politischen Klima der unmittelbaren Nachkriegszeit die Autorität eines Eulenburg etwas an der Marginalisierung des Sexualforschers hätte ändern können, erscheint mehr als fraglich. Ohne die damals omnipräsente Rede von einem »Anstieg« von »Homosexualität« als Kriegsfolge lässt sich beispielsweise nicht erklären, weshalb im Jahr 1920 die Unterschiede in der Unterstützung der WhK-Petition durch einzelne Berufsgruppen im Vergleich zur Kaiserzeit nicht größer hätten sein können. War dieses Reformvorhaben zuvor zu einem erheblichen Teil noch von Medizinern mitgetragen worden – mehr als die Hälfte der Unterschriften waren auf dieses Konto gegangen –, konnte davon nun keine Rede mehr sein. Mit Ausnahme von Robert Gaupp in Tübingen, der im übrigen keineswegs homosexuellenfreundliche Po-

248 Vgl. *Keilson-Lauritz*, Zur »inneren« Geschichte, 28f. (Zitat 29); zum zeitgenössischen Urteil siehe die Sammlung von Rezensionen des letzten Jahrgangs in: BArch R 8069/5, Bl. 111–118.

249 Dazu und zu den erwähnten Publikationsprojekten vgl. auch *Herrn*, Traum, 183f.

250 Über Tätigkeiten und Akteure der offiziell von Hirschfelds Institutsmitarbeiter Arthur Weil ins Leben gerufenen Vereinigung ist wenig, über Mitgliederzahlen nichts bekannt. Zur Gründung siehe »Gesellschaft für Geschlechtskunde«, in: *Sexualreform* 10, 1920, 101, zur Satzung ebd., 146–147; *Rainer Herrn*, Art. »Arthur Weil (1887–1969)«, in: *Sigusch/Grau* (Hg.), *Personenlexikon*, 735–740, hier 739.

251 Merzbach legte nach dem Scheitern des II. Internationalen Kongresses für Sexualreform seine Aktivitäten nieder, dies offensichtlich aus Resignation. Er hatte zuvor zusammen mit Ärzten aus den ehemals kriegsgegnerischen Ländern Frankreich, Italien, den USA und Russland dem »Einberufenden Ausschuss« angehört. Siehe *Ferdinand von Reitzenstein*, II. Internationaler Kongreß für Sexualwissenschaft. II. Internationaler Kongreß für Sexualreform, Rom Okt. – November 1922, in: *Sexualreform* 11, 1922, 1–4, hier 3. Grotjahn hatte sich 1920 aus dem ÄGeSe-Vorstand zurückgezogen und dies mit Arbeitsüberlastung begründet. Brief Alfred Grotjahn an Max Hirsch vom 20.10.1920. HStA-Bi Slg. Darmstaedter/NL Max Hirsch, K 1.

252 Eulenburg war im vorletzten Kriegsjahr verstorben. Bloch erlitt nach Kriegsende eine schwere Erkrankung, deren Folgen er 1922 erlag. Burchard war 1920 43jährig an einer Lungenentzündung gestorben. Die Todesursache nach: »Ernst Burchard †«, in: *Vossische Zeitung*, Nr. 60, 20.2.1920.

253 Dazu bereits *Herzer*, Magnus Hirschfeld, 210.

sitionen vertrat,²⁵⁴ hatte sich kein einziger Inhaber eines medizinischen Lehrstuhls in Deutschland für eine Unterschrift mehr bereitgefunden.²⁵⁵

Wie gering der Rückhalt für sexualreformerische Programmatiken in der frühen Weimarer Republik insgesamt war, zeigte sich in aller Deutlichkeit 1921 an den Pressereaktionen auf den Berliner Sexualreform-Kongress,²⁵⁶ aber auch an der Außenwirkung des Instituts für Sexualwissenschaft in der deutschen Öffentlichkeit: Abgesehen davon, dass sich sein Direktor ganz im Gegensatz zu dem thematisch breit gespannten Interesse, welches das Institut im Ausland hervorrief, weiterhin reduziert fand auf sein Bemühen um die Abschaffung des Paragraphen 175, wurde dieses Reformvorhaben von kaum einer politischen Seite als integraler Teil einer Demokratisierung der politischen und kulturellen Verhältnisse begriffen.²⁵⁷ Dass neben der sozialistischen Presse auch liberale Tageszeitungen wie die »Frankfurter Zeitung« und zum Teil auch Zentrumsnahe Blätter Hirschfeld nach dem Attentat in München als Wissenschaftler verteidigt hatten,²⁵⁸ bedeutete keineswegs, dass sie auch dessen sexualpolitische Ziele teilten. Viel gelesene Satirezeitschriften wie der »Kladderadatsch« oder der »Simplicissimus« spielten diese Frage in der frühen Nachkriegszeit vielmehr sehr explizit gegen die »Kriegsfolgen« aus, um damit zugleich Hirschfelds Wirken mit Hohn und Spott zu übergießen – sei es mit Verweis auf die Dezimierung der Männer oder auf den vielbeklagten Niedergang der sexuellen »Moral«, sei es hinsichtlich der Relevanz von Sexualreform angesichts der wirtschaftlichen Nachkriegssituation.²⁵⁹

Man kann heute leicht den Eindruck gewinnen, als hätte Magnus Hirschfeld es nach 1918 nicht recht erfasst, was politisch um ihn herum und mit ihm passierte. Es ist häufig bemerkt worden, dass der als nachgerade naiv wissenschaftsgläubig beschriebene Sexualforscher in fachlichen Disputen von einer »notorischen Sanftmut«²⁶⁰ und bei Gegenwind im politischen Feld »rührend hilflos«²⁶¹ aufgetreten sei. So gehört zu den in diese beiden Richtungen wohl am meisten irritierenden Selbstäußerungen Hirschfelds aus dieser Zeit ein Schreiben an Kurt Tucholsky, der ähnlich wie Stefan Großmann oder Siegfried Kracauer zu jenen liberalen und linken Intellektuellen zählte, deren regelrecht

254 Vgl. *Marhoefer*, Sex and the Weimar Republic, 133.

255 »Aus der Bewegung«, in: *JbsexZ* 20, 1920, 107–142, hier 114f. Auf der Unterzeichnerliste von 1920 fanden sich im Wesentlichen Schriftsteller und liberale Journalisten. Zum Echo aus der Ärzteschaft vor 1914 ebd., 109.

256 Der Kongress wurde in der deutschen Presse weithin beschwiegen. Vgl. *Elza Ichenhäuser*, Sexualreform, in: *Berliner Börsen-Zeitung* Nr. 449, 25.9.1921.

257 Auch in der SPD stand es nicht auf der Agenda der vordringlichen Verfassungsänderungen. Vgl. dazu *Herzer*, *Zeit*, 340 u. 342ff., sowie für einen konzisen Überblick über die Positionen der wichtigsten Parteien nach 1918 *Alexander Zinn*, Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten. Zu Genese und Etablierung eines Stereotyps, Frankfurt a.M. u.a. 1997, 37–43.

258 Siehe »Aus der Bewegung«, in: *JbsexZ* 20, 1920, 107–142, hier 138–141.

259 Siehe »Poincarés Freude«, in: *Kladderadatsch* 75/16, 1922, o. S.; zum *Simplicissimus* siehe die Abb. im Anhang dieser Arbeit.

260 *Herzer*, *Zeit*, 163.

261 *Hans Christoph Buch*, Vorwort, in: Magnus Hirschfeld, *Weltreise eines Sexualforschers im Jahre 1931/32*, Frankfurt a.M. 2006, 11–21, hier 19. Vgl. auch *Wolff*, Magnus Hirschfeld, 184.

angewiderte Reaktionen auf *Anders als die Andern* heute befremdlich überraschen.²⁶² Tucholsky aber hatte in einem unsäglichem Beitrag für das Berliner USPD-Blatt »Freiheit« zudem erklärt, es liege ihm, Tucholsky, nach dem Münchener Attentat »ganz fern, aus dem Mann [Hirschfeld] einen Märtyrer zu machen«. Schließlich habe sich die Frage der Homosexualität »unter seinen Händen langsam in ein Moorbad verwandelt«, in eine »ziemlich üble Mischung von kitschiger Sentimentalität, falscher Romantik und einer Schein-Wissenschaftlichkeit«, was es geradezu »unmöglich« gemacht habe, für eine Abschaffung des Paragraphen 175 einzutreten.²⁶³ Auf diesen Artikel hin hatte der Sexualforscher an Tucholsky im Oktober 1920 geschrieben:

»Ich habe tief bedauert, dass Sie sich bei diesem Anlass [dem Attentat in München] in so überaus abfälliger Weise mit meinem »Werken und Wirken« beschäftigen. Wie nahe liegt es (u. es ist tatsächlich geschehen), dass deutsch-völkische Hakenkreuzler ihre Untaten damit entschuldigen u. weiter propagieren, indem sie sagen: so wird dieser Mann selbst in Kreisen seiner eigenen Parteigenossen (der Sozialisten u. Pazifisten) beurteilt. Es ist jedoch nicht [!] der meines Erachtens von Ihnen sehr wenig glücklich [!] gewählte Anlass als Ihr Urteil selbst, das mich bewogen hat, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Ich würde dies nicht tun, wenn ich u. viele meiner Freunde nicht durch Ihre mir seit langem bekannte vielseitige literarische Tätigkeit einen so guten Eindruck gewonnen hätten, dass die Hoffnung nicht unberechtigt erscheint, dass Sie Ihre ungünstige Meinung, unter meinen Händen hätte sich das Gebiet der Homosexualität »in ein Moorbad verwandelt«, ich verträte »Scheinwissenschaftlichkeit« etc., ändern würden, wenn Sie sich vom Gegenteil überzeugen würden.«²⁶⁴

Kaum anders trat Hirschfeld zur selben Zeit den Anfeindungen Emil Kraepelins entgegen. Scheinbar unbeeindruckt von der Massivität der Angriffe, diskutierte er in der vielgelesenen Kultur- und Politikzeitschrift »Die Umschau« mit einem heute schwer verständlichen Langmut das Für und Wider der äußerst feindseligen Argumentation.²⁶⁵ Und ganz ähnlich liest sich ein zeitnahe Kommentar im »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« zu den im März 1920 bekannt gewordenen Mordplänen der Kapp-Putschisten: Diese Absichten, so hieß es dort in einem nachgerade beschwichtigenden Ton, seien »markanteste[r] Ausdruck« einer temporären »Mentalität«, die sich auf solche Kreise beschränke, die schlecht über die Hintergründe des Kriegsausgangs und den eigentlichen Charakter der Revolution informiert seien.²⁶⁶

262 Siehe *Stephan [sic!] Großmann*, Berliner Monolog, in: Neues Wiener Journal, 1.6.1919; *Kracauer*, Calligari, 51; zu Tucholsky vgl. auch *Steakley*, *Anders*, 89f.

263 *Kurt Tucholsky*, Hepp hepp hurra!, in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 4: Texte 1920. Hg. v. Bärbel Boldt, Gisela Enzmann-Kraiker und Christian Jäger, Reinbek bei Hamburg 1996, 439–440, hier 440.

264 Brief Magnus Hirschfeld an Kurt Tucholsky am 26.10.1920. DLA Marbach NL Tucholsky.

265 Siehe *Magnus Hirschfeld*, Was ist die Ursache der Homosexualität?, in: Die Umschau 24, 1920, 612–613.

266 Sie seien, heißt es dort wörtlich, »hauptsächlich getragen [worden] von Elementen, deren Lebensideale durch den Gang der [Kriegs- und Revolutions-]Ereignisse zertrümmert waren und die sich nun im Zeichen des Baltikum- und Hakenkreuzes wieder aufzurichten suchten, ohne sich über die wahren Zusammenhänge klar zu sein, die mit unerbittlicher Konsequenz über den Willen einzelner hinweg die großen Zerfallsprozesse des Krieges und der Revolution herbeigeführt hatten und

Solche Äußerungen scheinen einen nach 1918 im Zentrum radikalantisemitischer Angriffe stehenden jüdischen Gelehrten zu zeigen, der weiterhin unerschütterlich an der im bürgerlichen Judentum seiner Generation verbreiteten Haltung festhielt, es handle sich bei Judenhass um »eine heilbare Krankheit«, mithin um ein mit sachlicher Gegenauflklärung und rational-wissenschaftlichen Argumenten in den Griff zu bekommendes Übergangsphänomen²⁶⁷ – eine Überzeugung, die ja ebenso für Hirschfelds gegen Homophobie gerichtete Schriften kennzeichnend war. Dieser Eindruck täuscht auch nicht völlig.²⁶⁸ Aber in Hirschfelds Publizistik lässt sich um 1920 durchaus ein Wandel feststellen. Bereits in seiner ersten öffentlichen Stellungnahme zu den Ereignissen in München hatte er am Konzept »Aufklärung durch Wissenschaft« zwar festgehalten, dies jedoch in einer für ihn, wie sein Biograph Herzer treffend bemerkt, »ungewöhnlich schwarzhumorigen«²⁶⁹ Form:

»Durch die Presse geht die Nachricht, daß ich den bei dem Münchener Überfall erlittenen Verletzungen erlegen sei. Dem muß ich entschieden widersprechen. Noch habe ich meinen Gegnern diesen Gefallen nicht getan und hoffe, es auch nicht eher zu tun, bis ich sie von der Richtigkeit meiner Anschauung und der Notwendigkeit meiner Lebensarbeit überzeugt habe, was wohl noch eine geraume Zeit in Anspruch nehmen wird.«²⁷⁰

Und wenn sich ebenfalls Hirschfelds Tonlage gegenüber der Universitätspsychiatrie zu verschärfen begann, liefern dafür, wie im folgenden Kapitel gezeigt wird, zeitgleiche Entwicklungen eine plausible Erklärung.

nun wiederum schwererträgliche Übergangsperioden zeitigten, zu deren mühevoller Überwindung den Blick nur noch vorwärts und nicht rückwärts zu richten ein unbedingtes Zeiterfordernis ist.« »Aus der Bewegung«, in: *JbsexZ* 19, 1919, 111–133, hier 120.

267 Dazu allgemein *Ullrich*, *Die nervöse Großmacht*, 395. Vgl. auch *Becker*, *Tragik*, 210; *Herzer*, *Magnus Hirschfeld*, 51f.

268 Siehe dazu auch die Diskussion der Wissenschaftsgläubigkeit Hirschfelds am Beispiel seines Plädoyers von 1934, ein internationales Expertengremium solle die NS-«Hypothesen des Rassismus [...] überprüfen und [...]entscheiden, ob sie eine sachliche Unterlage haben oder ein Phantasiegebilde« seien, bei *Rainer Herrn*, »Phantom Rasse. Ein Hirngespinnst als Weltgefahr«. Anmerkungen zu einem Aufsatz Magnus Hirschfelds, in: *MittMGH* Nr. 18, 1993, 53–62; das Hirschfeld-Zitat nach ebd., 57.

269 *Herzer*, *Zeit*, 330.

270 Zit. nach ebd., 330f.

